



Cassas del. J. Gerstner sc.
Innere Ansicht des Tempels des Jupiter zu Spalatro.

Malerische Reise
in
Aegypten und Syrien
über Constantinopel
nach
Griechenland, Dalmatien, Illyrien, Neapel
und Sicilien.

In 6 Bändchen.

Mit 103 Kupfern.

Fünftes Bändchen
enthaltend
malerische Reise in Istrien und Dalmatien..

Mit 16 Kupfern.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.
1820.

Wb 151/137

9712 R 9 6173910 502

11. 11. 1873

11. 11. 1873

11. 11. 1873

Bayrische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

11. 11. 1873

11. 11. 1873

11. 11. 1873

11. 11. 1873

11. 11. 1873

V o r r e d e.

Wir durchreisen die entferntesten Länder der Erde und suchen Alterthümer auf, und in Europa giebt es noch so viele Gegenden, welche von Reisenden wenig besucht werden, obschon in denselben die merkwürdigsten Alterthümer entdeckt werden könnten. Dies ist nicht bloß in dem eigentlichen Griechenland und in Macedonien der Fall, sondern auch in Dalmatien, in mehreren Provinzen des Königreichs Neapels und in einigen Grenzprovinzen des österreichischen Kaiserstaats. Cassas macht auf die Alterthümer aufmerksam, welche noch in Dalmatien aufzusuchen sind, und schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß man daselbst sogar Handschriften alter Classiker auffinden könne. Die österreichische Regierung ist zu liberal gesinnt, und sie darf vielleicht nur auf die Schätze des Alterthums aufmerksam gemacht werden, welche in den Provinzen zu finden sind, die erst neuerlich ihr unterworfen worden sind, um sogleich sorgfältige Nachforschungen nach ihnen anzustellen.

Die Deutschen sind nach den Engländern das reiselustigste Volk in Europa, aber es ist

Schade, daß so viele Männer nahe und entfernte Länder durchreisen, ohne ihre Beobachtungen dem Publico mitzutheilen. In England geben die meisten Reisenden die Bemerkungen, die sie auf Reisen gemacht haben, heraus, und wenn man hier auch den Fehler begeht, daß man nicht selten unbedeutende Werke dieser Art durch oft unnütze Kupfer und prächtigen Druck vertheuert, so dienen ihre Nachrichten doch theils zur Vergleichung mit Andern, theils klären sie manche Punkte auf, welche bisher im Dunkeln geschwebt haben.

Bei diesem fünften Bändchen haben wir vorzüglich benutzt: A collection of modern and contemporary Voyages and Travels, containing I, Translations from foreign Languages of Voyages and Travels never before translated. II, Original Voyages and Travels never before published. III, Analyses of new Voyages and Travels published in England. I Vol. printed for Richard Phillips 1805. in gr. 8. wovon der erste Band Cassas Reisen in Istrien und Dalmatien enthält, wozu Joseph Lavallée, Mitglied der polytechnischen Gesellschaft, den Text geliefert hat.

Leipzig den 12 December 1819.

Inhaltsanzeige.

Einleitung	Seite 3
Ansicht der Stadt und des Hafens von Triest . . .	6
Ansicht des großen Canals von Triest	9
Ansicht des Meerbusens von Triest	10
Ansicht des Bergschlosses Lüz oder Predjama . .	11
Die Bewohner Istriens	15
Ansicht der Stadt und des Hafens von Pola . .	27
Ansicht des Amphitheaters zu Pola	29
Ansicht des Tempels des Augusts zu Pola	32
Ansicht des Triumphbogens, die goldne Pforte genannt	38
Seitenansicht der goldnen Pforte	40
Einige Städte Istriens	41
Dalmatien.	45
Die Morlaken	49
Plan der Stadt und Gegend von Spalatro . . .	76
Ansicht von Spalatro und dem Lazareth . . .	78
Hauptansicht des Pallastes des Diocletians . . .	92

Malerische

Reise in Istrien und Dalmatien.

Druck

Stille in Thier und Pflanze

1843

Einleitung.

Istrien und Dalmatien verdienen in vieler Hinsicht die Aufmerksamkeit des Philosophen und des Liebhabers der Künste, und vielleicht muß man mit Recht die Dunkelheit beklagen, in welche diese Länder jetzt versunken sind.

Istrien ist eine Halbinsel im nördlichen Theile des adriatischen Meeres. Ihre Länge ist von dem Meridian von Paris zwischen $11^{\circ} 15'$ und $12^{\circ} 13'$ und ihre Breite zwischen dem $44^{\circ} 55'$ und $45^{\circ} 50'$.

Dalmatien bildet mit Einschluß der davon abhängigen kleinen Inseln nebst verschiedenen benachbarten Theilen von Ungarn, und der Türkei das sogenannte Illyrien, welchen alten Namen man in

4

neuern Zeiten wieder hervorgerufen hatte. Auf der Ostküste des adriatischen Meeres erstreckt es sich vom $12^{\circ} 10'$ bis zum $16^{\circ} 40'$ der Länge, und von dem $42^{\circ} 25'$ bis zum $45^{\circ} 35'$ der nördlichen Breite; aber diese scheinbare Ausdehnung hat mancherlei Unregelmäßigkeiten, und folglich begreift es keine große Quadratfläche, ob es schon größer als Istrien ist.

Istrien springt zwischen dem Golf von Triest (Sinus tergestinus) und dem Golf von Gattaro vor und ward sonst in zwei Theile getheilt, in den venetianischen gegen Westen, und in den österreichischen gegen Osten. Jetzt gehört das Ganze der österreichischen Monarchie an, und hat einen Flächeninhalt von 74 Quadratmeilen, auf welchen 140,719 Menschen leben. Einige der alten Erdbeschreiber behaupten, Istrien (Histria) habe einen Theil des alten Illyriens ausgemacht, während Andere den Fluß Arsia, jetzt Arsa zur Grenze zwischen diesen beiden Ländern machen. Nach diesen Schriftstellern waren die vornehmsten Städte in Istrien, Tergeste, Negida, Parentium und Pola, die jetzt unter

den Namen Trieste, Capo d'Istria, Parenzo
und Pola bekannt sind. Diejenigen, welche dem
alten Illyrien einen größern Umfang geben,
begriffen noch Eburnia und Dalmatien dar-
unter.

Ansicht der Stadt und des Hafens von Triest.

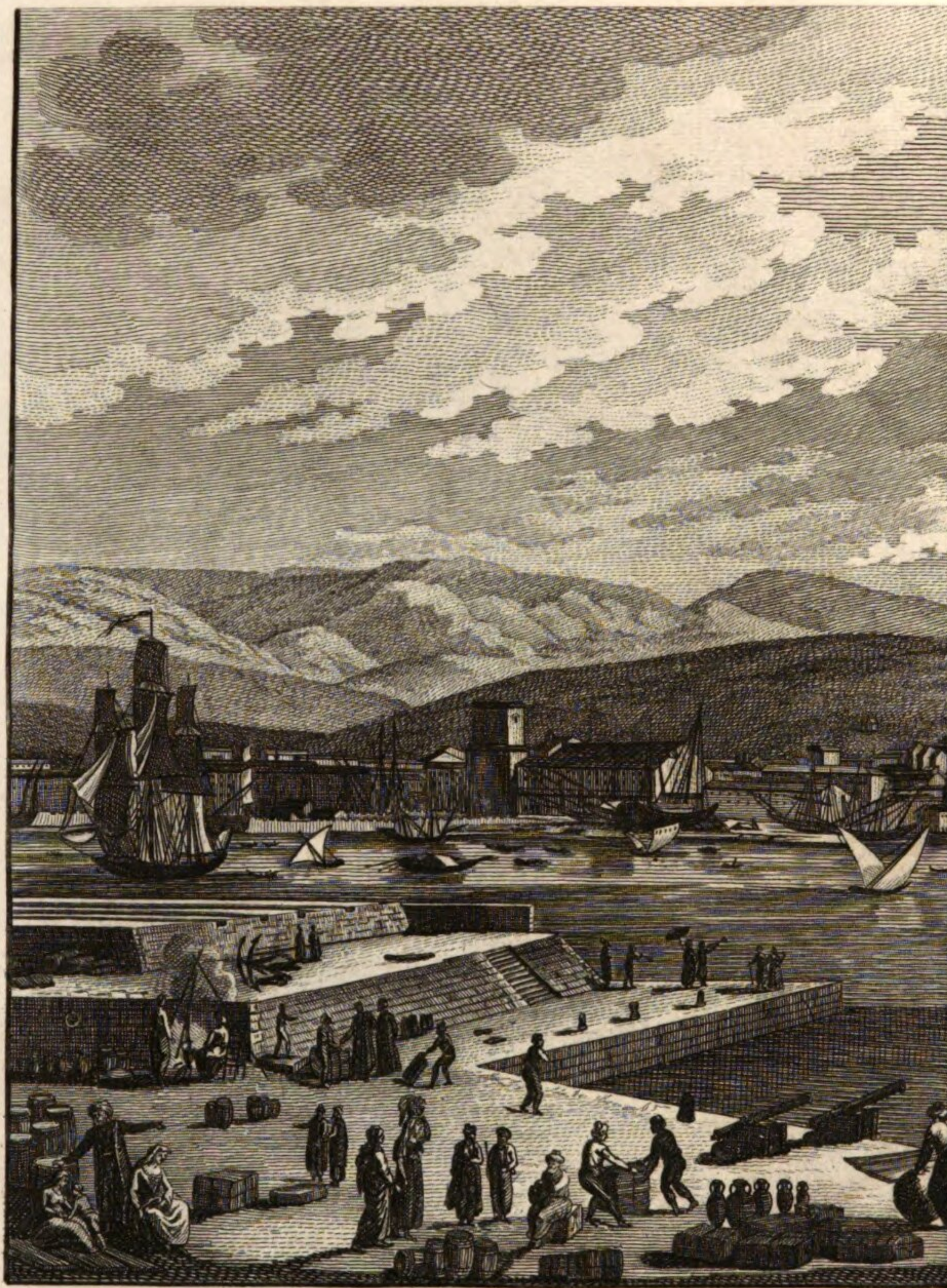
Triest liegt an einem Busen des adriatischen Meeres, ist gut gebauet, und hatte im J. 1816. 36,000 Einwohner; es steht auf der Stelle einer alten Stadt, welche entweder durch ein Erdbeben oder durch ein politisches Ereigniß zerstört worden ist. Es erhebt sich in amphitheatralischer Gestalt bis zum Gipfel eines Berges, dessen Fuß von dem Meere bespült wird. Oben steht eine Citadelle, welche die ganze Stadt beherrscht, die in die Ober- und Unterstadt eingetheilt wird.

Der Hafen von Triest, der am Golf liegt, dessen Namen er führt, war lange Zeit bloß ein Ankerplatz. Die Kaiserin Maria Theresia beschloß die vortheilhafte Lage dieses Orts zu benutzen, um den Handel ihres Reichs zu erweitern. Im J. 1750 wurden die Entwürfe dazu gemacht, und die Arbeiten begonnen. Man legte Schiffswerften an,

1848

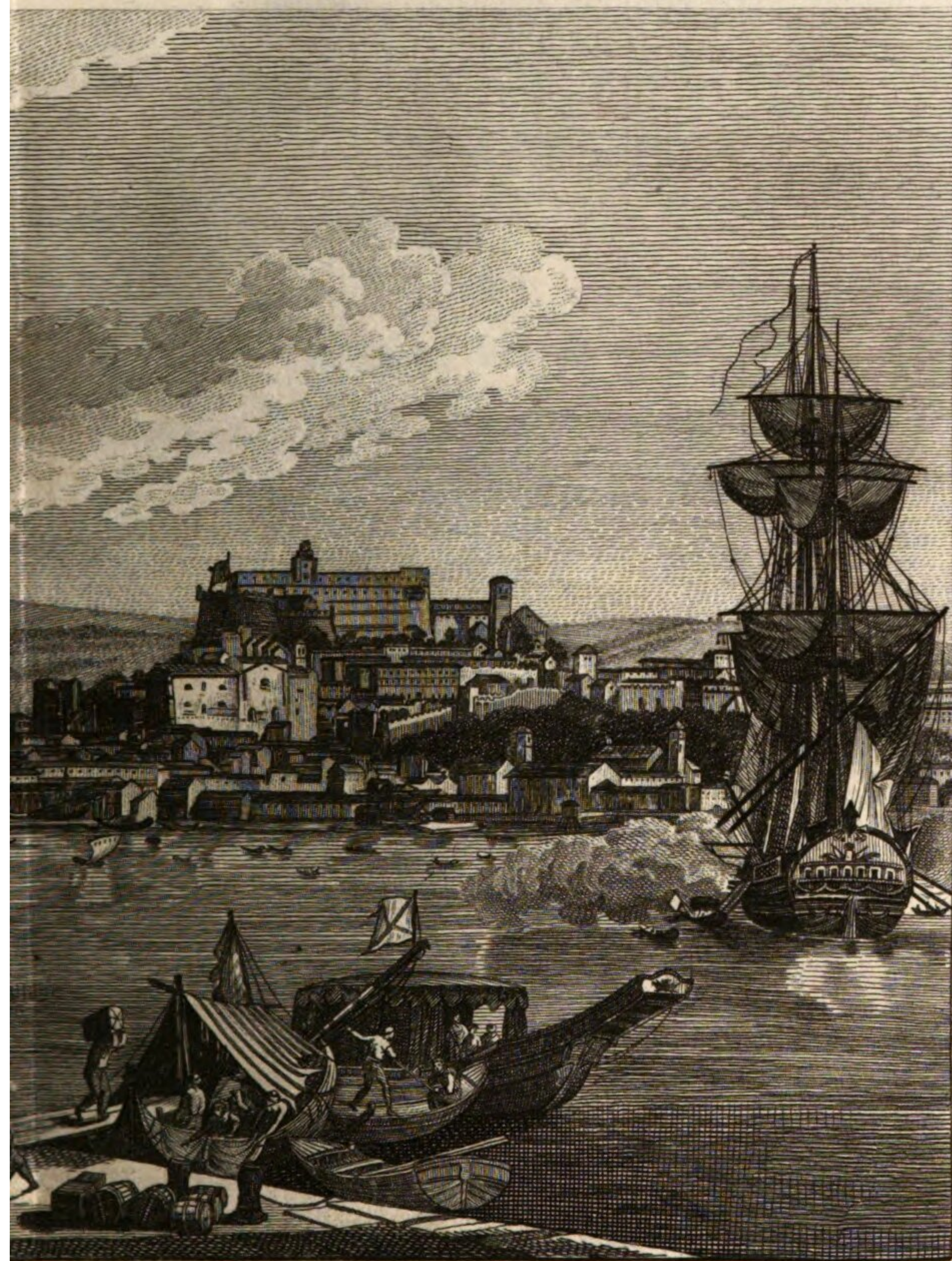
1849

1850
1851
1852
1853
1854
1855
1856
1857
1858
1859
1860
1861
1862
1863
1864
1865
1866
1867
1868
1869
1870
1871
1872
1873
1874
1875
1876
1877
1878
1879
1880
1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1890
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1900



Cassas. del.

Ansicht der Stadt und



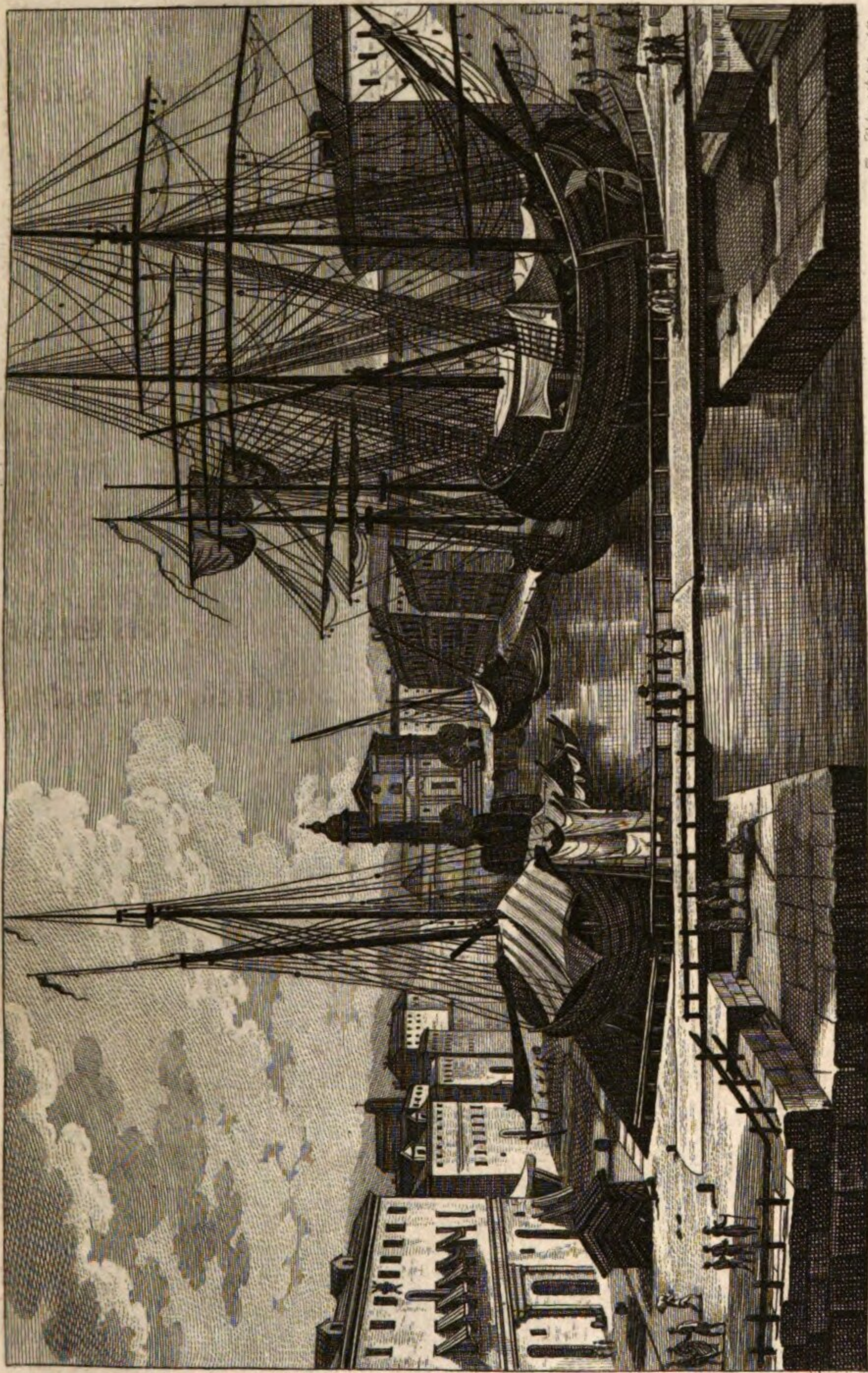
Blaschke sc.

des Hafens von Triest.

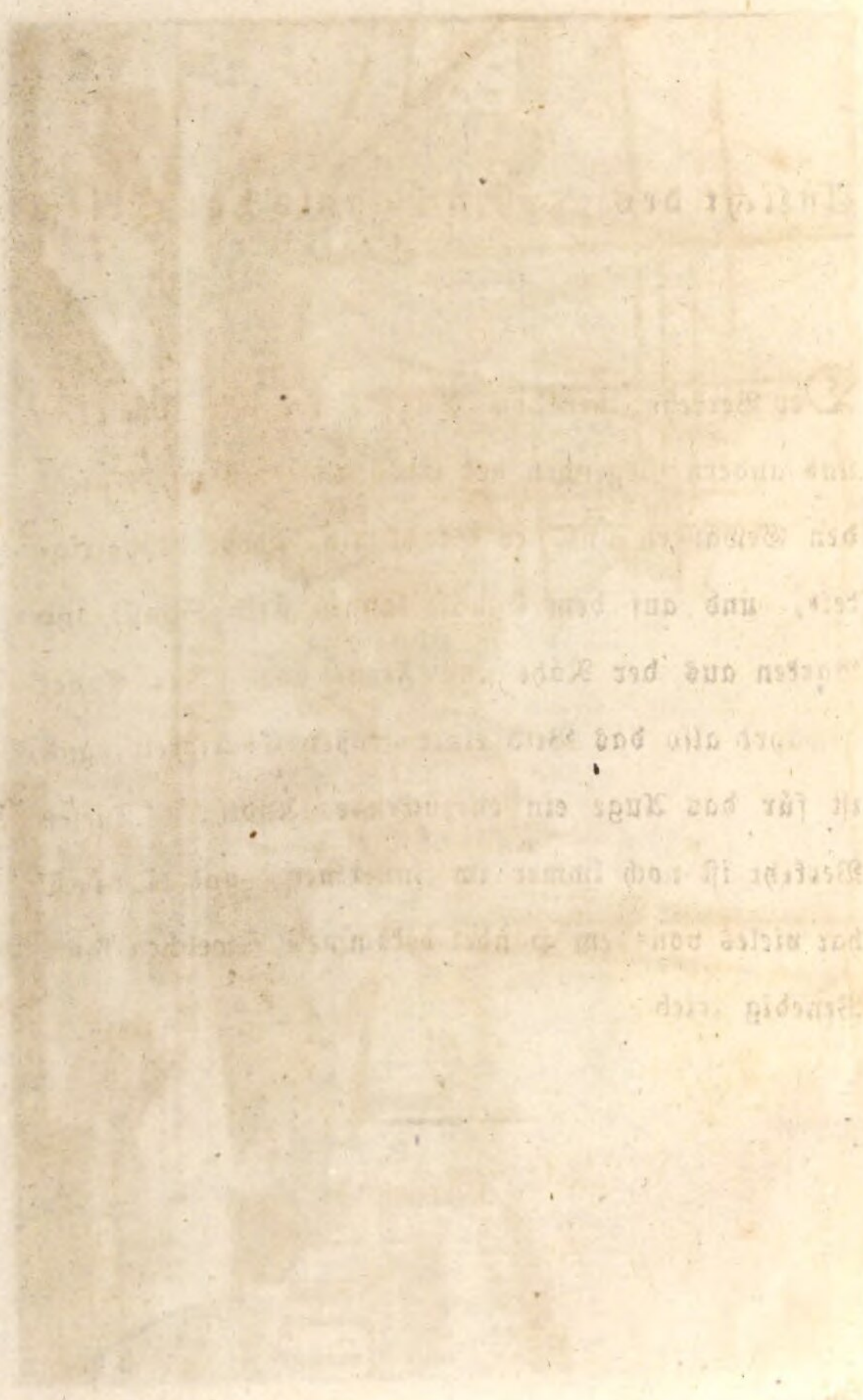
und Feigen hervor, die jedoch nur einen unbedeutenden Theil des Handels der Stadt ausmachen. Diese steht in starkem Verkehr mit der Levante, und neuerlich wird sie auch fleißig von englischen und nordamerikanischen Schiffen besucht.

Die Einwohner von Trieste und der umliegenden Gegend sind ziemlich thätig und fleißig, und haben mehr von den Eigenschaften der Krainer, als der Italiener.

Auf der hierbei befindlichen Ansicht der Stadt sieht man, wie ämßig die Einwohner sind, und welche Geschäfte sie vorzüglich betreiben.



Ansicht des grossen Canals von Triest.



Ansicht des großen Canals von Triest.

Der Verkehr, der von Triest aus mit Italien und andern Gegenden der Erde betrieben wird, giebt den Gewässern und der Stadt eine große Lebhaftigkeit, und auf dem Canale langen stets Schiffe und Barken aus der Nähe und Ferne an. Der Canal gewährt also das Bild einer großen Thätigkeit, und ist für das Auge ein entzückender Anblick. Dieser Verkehr ist noch immer im Zunehmen, und Triest hat vieles von dem Handel bekommen, welchen sonst Venedig trieb.

Ansicht des Meerbusens von Triest.

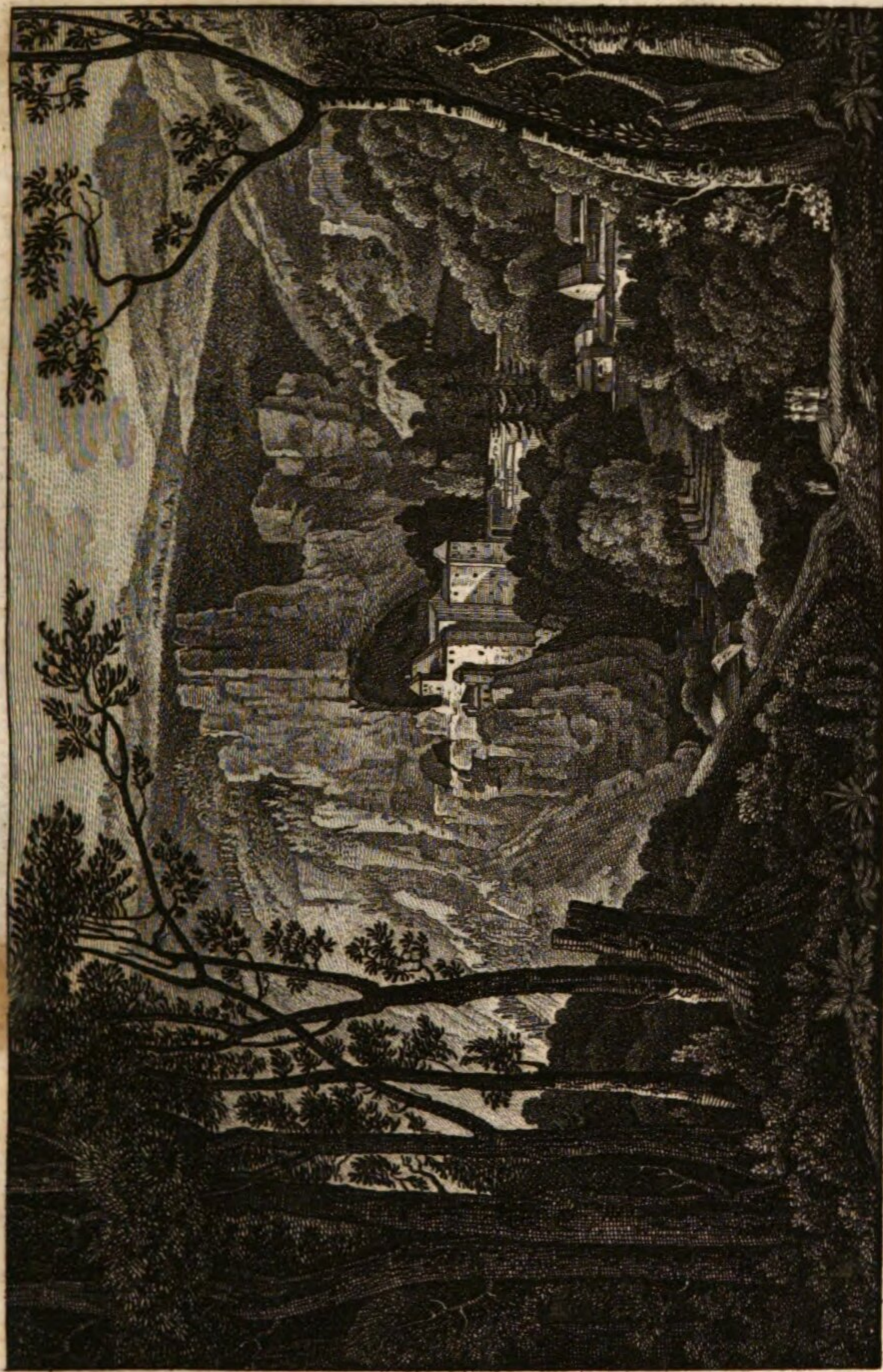
Das adriatische Meer hat hier eine kleine Einbeugung, welche unter dem Namen des Golfs oder Meerbusens von Triest bekannt ist. Die Berge steigen sehr hoch in die Höhe und sind theils mit Waldungen bewachsen, theils sind sie kahl; die Thäler hingegen sind sehr fruchtbar und liefern meistens zwei Ernten im Jahre. Kühn ragen hier die Felsen empor, und auf Einem derselben befindet sich das Castell. In der Nähe des Meerbusens stehen hohe Bäume und machen die Ansicht desselben noch mahlerischer.



Cassas del.

Ansicht des Meerbusens von Triest.

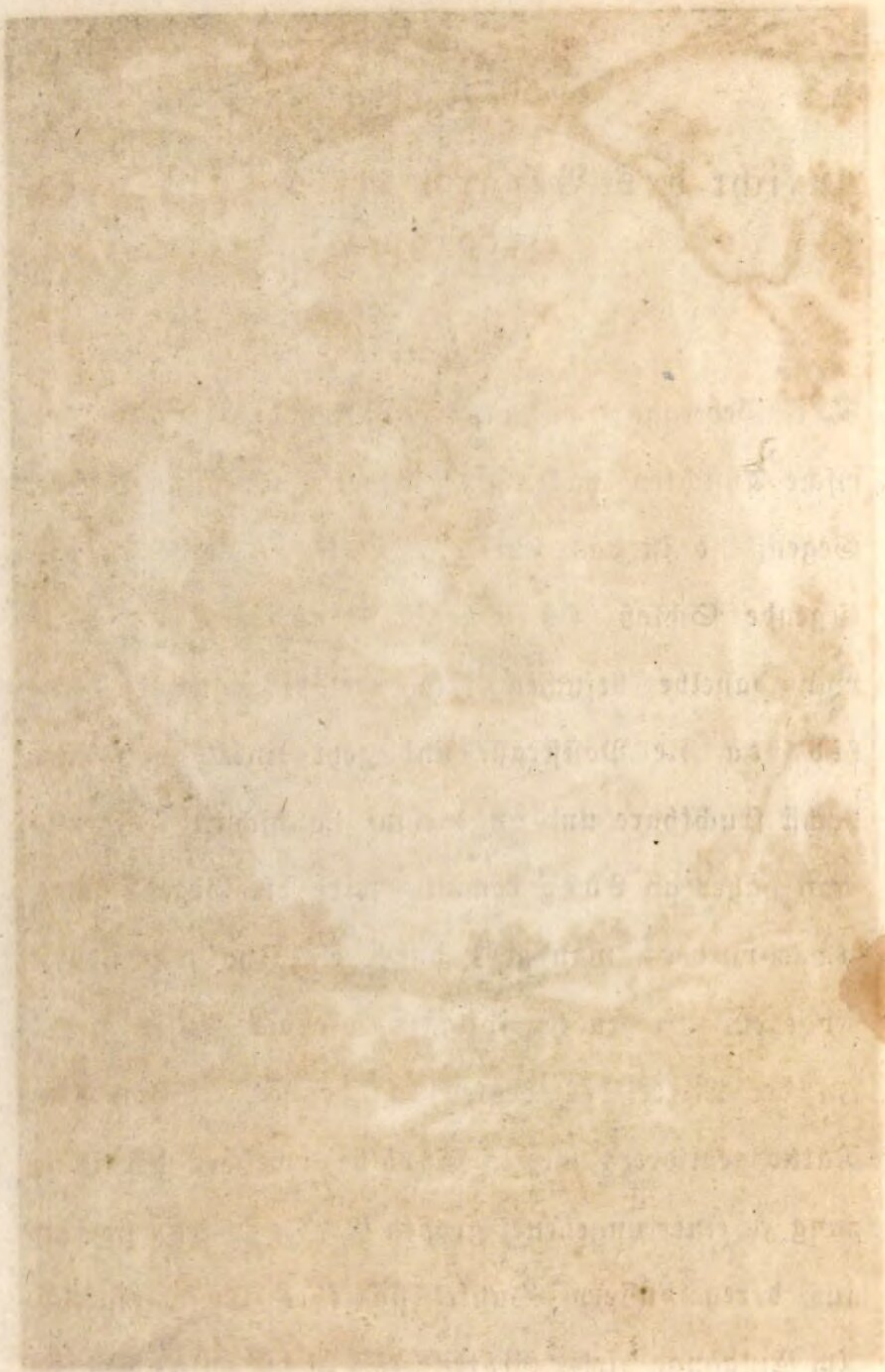
Blaschke sc.



Carras del.

Blavichs 16.

Ansicht des Bergschlosses Lüz oder Predjama.



Ansicht des Bergschlosses Lûeg oder Predjama.

Die Gebirgsgegenden um Triest haben sehr mahlerische Ansichten, Lagen und Gegenstände; ein solcher Gegenstand ist das zwei Poststationen von Triest liegende Schloß Lûeg oder Predjama. Will man dasselbe besuchen, so verläßt man bei Residerta die Poststraße und geht links durch eine höchst fruchtbare und angenehme Landschaft. So wie man näher an Lûeg kommt, wird die Gegend schon etwas milder; man geht durch ein Thal, an dessen Ende ein ungeheurer spitzigzulaufender Felsen steht. In der Mitte des Felsen befindet sich ein von der Natur gebildetes weites Gewölbe, welches der Eingang zu einer ungeheuer großen Grotte zu seyn scheint, aus deren düsterm Dunkel sich ihre Tiefe ergiebt. Am Eingange dieser Grotte selbst ist die antike Fassade

des Schlosses Lúeg, welches über einem Abgrunde zu schweben scheint; während das Gewölbe der Grotte, die viel höher ist, als das Dach des Schlosses, es mit seinem kühnen Bogen beschattet und zu drohen scheint, als wollte es dasselbe unter der Masse seines Felsens begraben. Wenn man unten im Thale steht, bis an den Fuß des Felsens gekommen ist, und mit dem Auge die ungeheuere Steinwand mißt, welche bloß durch das etwas hervorragende Schloß unterbrochen wird, das, so zu sagen, über dem Kopf des Wanderers zu stehen scheint, so hat dieser Anblick etwas Ueberraschendes und Schreckliches zugleich und man begreift nicht, welche eigensinnige Laune die Menschen bewegen konnte, eine so ungangbare Wohnung zu wählen.

Wenn man den Fußsteig sucht, um zum Schlosse empor zu steigen, so kommt man zuerst an eine hölzerne Mühle, die ein aus dem Berge hervorspringender Bach treibt. Hinter dieser Mühle ist der schmale und steile Fußsteig, der sich mühsam zwischen den Felsenriffen durchwindet und an eine Zugbrücke

führt, die auf dem halben Wege ist. Hinter demselben muß man ungefähr zwanzig in den Felsen gehauene Stufen hinaufflettern, um an ein mit zwei Thürmen befestigtes Thor zu kommen.

Dieses Thor führt in eine von der Natur gebildete Grotte, die weit kleiner ist, als die große obere Grotte, an deren Eingang das Schloß steht. Wenn man mit Fackeln diese untere Grotte durchwandert hat, so findet man abermals einen Fußsteig, der bald Stufen hat, bald schief emporgeht, und kommt über denselben endlich an den Fuß des Schloßes. Dieses ist ein unförmlicher Klumpen von mehreren sehr hohen Gebäuden, die ohne Ordnung und ohne Geschmack an einander gefügt sind und nur nach dem allmäligen Bedürfnisse entstanden zu seyn scheinen.

Im Innern des Schloßes herrscht ziemlich viel Pracht, aber eine gothische, ohne Geschmack. In neuern Zeiten sind rings um die Mauern des Schloßes sogar Gärten angelegt worden, die jedoch den schauderhaften Anblick nicht mildern. Diese

schreckliche Höhle, diese durch ihre Finsternisse, ihre Tiefe und Todesstille fürchterliche Grotte, ist ein Beweis von der Wildheit des Erbauers dieses Schlosses.

Die Bewohner Istriens.

In den Städten sind in Istrien fast alle Einwohner italienischer, aber auf dem Lande slavischer Abkunft. Das Land ist meist felsig und als die Römer nach der Küste von Istrien vordrangen, fanden sie, daß die Anwohner derselben Verehrer der Isis waren. Von drei Seiten ist Istrien vom Meere ganz umgeben, bloß auf der Nordseite stößt es mit seinem gebirgigten und unfruchtbaren Theile an Krain, die Seeküsten aber sind mit Weingärten und Olivenwäldern bedeckt. Das hier bereitete Del steht dem Provenzer nicht nach. Auch erbauet man zehn Arten von Wein, wovon Einige dem Gewächse von Belai in Burgund gleich kommen. Trotz diesen Hülfquellen sind jedoch die Einwohner sehr arm, aber auch sehr räuberisch.

Der Himmelsstrich von Istrien gleicht vollkommen dem italienischen; er ist warm, aber ungesund.

Die gewöhnliche Nahrung der Einwohner besteht in der Polenta und der häufig wachsende Wein ist das tägliche Getränk, auch des ärmsten Bauers. Die Küstenbewohner haben Ueberfluß an guten Fischen, besonders an Thunfischen und trefflichen Sardellen. Die Istrier beschäftigen sich nicht viel mit dem Ackerbau, weil es daselbst wenige Flächen giebt; sie treiben vorzüglich Weinbau, besorgen ihre Kastanien- und Olivenwälder, treiben Handel mit Porbeeren, Granaten und sehr gewürzhaften rothen Wachholderbeeren. Die Gebirgsbewohner haben Schafzucht und verfertigen Holzwaaren. Die Fuhren geschehen meistens auf Eseln.

Das Bauholz ist sehr selten; daher erbauet man fast alle Häuser von Stein und deshalb sind die Wohnungen der Istrier geräumiger und ansehnlicher als die der übrigen Slaven. Indessen sind sie nicht sehr reinlich, wie alle ungebildete Völker. Man bekommt fast keine Stubenöfen zu Gesichte, sondern Kamine. Die Kirchen sind nicht so prächtig als in Oberfrain. Die Geistlichkeit ist nicht sehr

geachtet und wird noch schlechter bezahlt. Daher ist der größte Theil derselben genöthigt, sich mit der Bearbeitung des Feldes oder der Weingärten abzugeben. Im J. 1774 traf Hacquet hinter den alten verfallenen Gemäuern den Bischof von Petina an, der zwischen seinen Knechten um ein auf der Erde gemachtes Feuer saß und eine äußerst mäßige Mahlzeit zubereitete. Viele Geistliche verstehen kein Wort von der lateinischen Sprache, und halten also den Gottesdienst in der Landessprache, um Allen verständlich zu seyn.

Die Istrier sind sehr gut gebauet und von mittler Größe; ihre Gesichtsfarbe ist braun und ihre Haare schwarz. Sie sind von Natur aufbrausend und besitzen viel Muth. Ihre Sitten halten das Mittel zwischen jenen der Italiener und Slaven. Mordthaten sind nicht häufig, aber die Noth zwingt oft den Gebirgsbewohner zu Räubereien. Die Weiber sind von einer ziemlich angenehmen Bildung; um ihre Kinder bekümmern sie sich nicht viel. Von der Andächtelei sind die Istrier keine Liebhaber.

Ihr Tanz scheint eine Nachahmung des griechischen zu seyn. Männer, Weiber und Mädchen drehen sich im Kreise, während sie sich bei Schnupstüchern fassen, wobei sie allerlei Sprünge und Geberden machen. Diesen Tanz nennen sie den Collo, der vorzüglich auf dem Lande gewöhnlich ist. Auf den Gebirgen tanzt man Paar und Paar mit einander. Die Aermern tanzen beim Schalle einer Doppelpfeife, welche Sudalize heißt. Die Andern haben verschiedene musikalische Instrumente, z. B. die Peyer, Geigen, Dudelsäcke u. a. m.

Die Hochzeit ist bei gemeinen Leuten mit sehr sonderbaren Gebräuchen begleitet. Es ist nicht nothwendig, daß sich der Heirathslustige selbst an ein Mädchen wende, das er zur Frau haben will; er schickt zwei von seinen Verwandten an ihren Vater, um um sie anzuhalten. Die Unterhandlungen hierüber dauern sehr lange. Ist der Verlobungstag bestimmt, so bietet der Bräutigam der Braut einen Ring an.

Am Hochzeittage vereinigt sich der Bräutigam mit dem Starashina oder dem ersten Hochzeit-

führer und mit mehrern andern Männern, alle sind zu Pferde. Nach der Sitte mancher Dörfer muß Einer von den Reitern voraussprengeu, und dabei auf einem Horne blasen; darauf folgt ein zweiter mit einer Fahne, auf deren Spitze ein Apfel steckt. Ihre Filzkappen sind mit Pfauenfedern geschmückt.

So verfügt sich der Zug zu der Braut, welcher der Bräutigam mehrern Puz zum Geschenke macht. Die Hochzeitgäste müssen an die ihnen unter der Thüre entgegenkommende Person eine sonderbare Anrede halten, und da man dabei die Absicht hat, sie in Verwirrung zu bringen, so schickt man ihnen eine alte verummte Frau, oft auch die Braut selbst, entgegen. Läßt sich der Staraschina dabei einen lächerlichen Fehlgriff zu Schulden kommen, so freuet sich die ganze Gesellschaft darüber.

Hiaweilen kleidet der Brautführer (Deveri) die Braut hinter dem Hause feierlich an; er zieht ihr die Strümpfe und Schuhe an, bekleidet sie mit einem Rocke, der Segherma heißt, und setzt den Petscha oder das weiße Tuch auf den Kopf, wel-

ches fast bei allen slavischen Weibern den gewöhnlichen Hauptputz ausmacht, und bei der Braut bis an den Mund reicht. Darüber setzt er noch eine Krone von Rosmarin oder andern wohlriechenden Pflanzen, der mit Blumen und Papierstreifen durchflochten ist.

In dieser Tracht begiebt sich der Zug nach der Kirche, um hier von dem Geistlichen die eheliche Einsegnung zu erhalten. Sonst war es Sitte, daß die Neuverheirathete und das gesammte weibliche Gefolge im Augenblicke der ausgesprochenen Trauungsworte über den neuen Ehemann herfiel, und ihn so lange bei den Haaren zaßte, bis er zur Kirche hinaus war, aber jetzt ist dieser Theil des Ceremoniels abgekommen, wie dies auch in Deutschland mit so vielen Gebräuchen der Fall ist.

Der Hochzeitschmauß wird von dem Staraschina geleitet. Man trägt gewöhnlich Schöpfensfleisch, Geflügel und eine Art von Pastete auf, welche Kolazh heißt. Das Getränk ist Wein, den man aus reinen vollen Gefäßen trinkt. Beim Anfange der Mahlzeit

bringt man drei Gesundheiten als Ehrentrank aus.

Nach Tische fallen die Brautleute von den Aeltern der jungen Frau (der Vater des Mannes ist niemals zugegen) auf die Knie nieder und empfangen ihren Segen, wobei die Eltern hinzusehen, daß die Verbindung fruchtbar und glücklich seyn werde. Auf die Knie der jungen Frau setzt man ein kleines Kind, was man als ein gutes Vorzeichen ansieht.

Den Morgen darauf besucht der Staraschina die junge Frau und schärft ihr ihre häuslichen Geschäfte ein. Es ist heute wieder eine eben so feierliche Mahlzeit als gestern; die jungen Leute überlassen sich muntern Tänzen, während die Alten wacker zechen und sich einander Geschichtchen erzählen.

Bei der Heirath eines Wittwers und einer Wittve wird die ganze Nacht hindurch vor dem Hause der Neuverehlichten ein abscheuliches Gefrage von Spottmusik gemacht, indessen kann man sich von diesem Ständchen durch Austheilung von Wein loskaufen.

Unter den Istriern herrscht wenig Aberglaube; indessen glaubt man doch an die Geschichten

von Geistern und Blutsaugern (Vampyrn, welche man Strigon nennt). An großen Feiertagen opfert man in den Kirchen Gaben von Hirsen, um reichliche Erndten zu bekommen. Vormalß war das verderbliche Vorurtheil herrschend, daß die armen Bäuerinnen, besonders wenn sie unverheirathet waren, bei schweren Geburten jede Hülfe ausschlugen, und sich dabei nur gewisser geweihter Räucherwerke bedienten. Auf Einer seiner Wanderungen fand Hacquet unweit Pupoßlan ein armes Weib, das schon acht Tage in Geburtsnöthen lag, weil ihr Kind von unverhältnißmäßiger Größe war. Er machte den Umstehenden Vorwürfe, daß sie niemanden zu Hülfe riefen, aber sie erwiederten: was vermag menschliche Hülfe gegen die Natur? Als er hierauf antworten wollte, unterbrachen sie ihn mit den Worten: wenn du ein Licarz (Arzt) bist, so rette das Kind, von der ewigen Verdammniß und nimm es mit einem Schnitte aus dem Leibe und der Mutter, damit es getauft werden könne. Aber Mutter und Kind waren schon eine Zeitlang todt.

Der Anzug der Istrier ist verschieden. Die Gebirgsbewohner kleiden sich folgendermaßen: die Männer tragen einen kleinen schwarzen Filzhut mit einem so schmalen Rande, daß er sie weder gegen den Regen noch die Sonne schützt. Ueber das mit einer Halskrause versehene Hemde ziehen sie den Hela, eine kurze Jacke aus weißem groben wollenen Zeuche, deren Ärmel nahe an der Schulter wie doppelt sind. Im Winter tragen sie über diesen Kleidungsstücken einen schwarzbraunen Ueberrock. Die Hosen sind schwarz, noch öfterer braun, und weit unter dem Knie werden sie mit Schnüren befestigt. An dem Gürtel haben sie gewöhnlich einen Beutel, in welchem sie allerhand Kleinigkeiten aufbewahren. Die Strümpfe sind entweder von weißem Zwirne oder von Wolle; die Stiefeln, die Dpante heißen, von gegerbtem Leder. Die Waffen der Istrier sind meistens ein Beil (Baltha oder Bradinja), sonst trugen sie auch Flinten und Säbel bei sich.

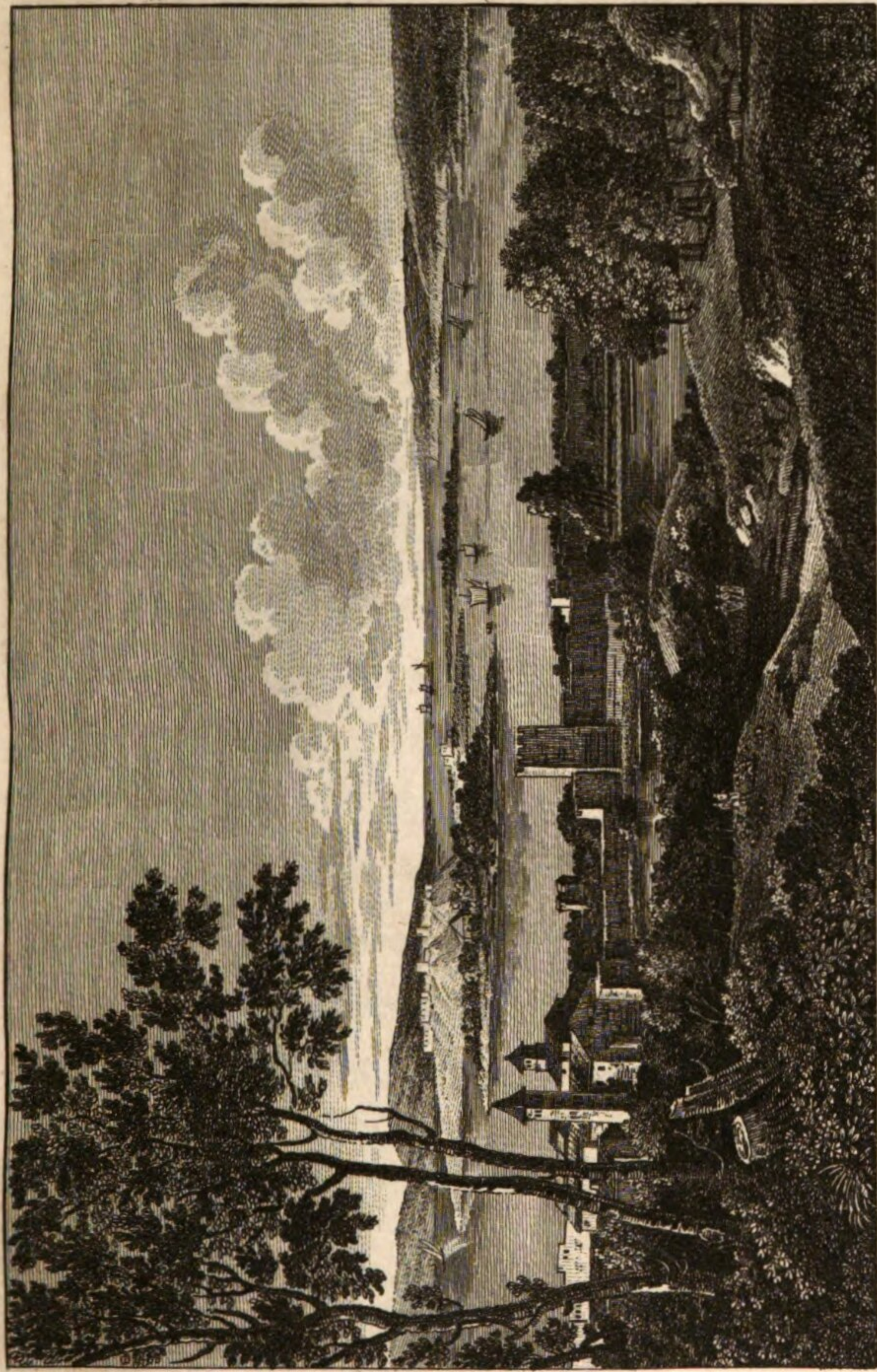
Im Sommer und Winter haben die Weiber

weißleinene Röcke an, über welche sie im Winter, der
 in Istrien sehr kurz ist, einen Ueberrock von schwarzem
 Tuche tragen. Die Haare sind auf dem Kopfe
 zurückgeschlagen und mit einem weißlebernen türkischen
 Bunde bedeckt, der so gewunden ist, daß ein Ende des
 Tuchs auf die linke Schulter herabfällt. Das Hemde
 geht bis an den Hals hinauf, um welchen es mit
 einem Knopfe zugemacht wird und mehrere Falten
 bildet. Ueber diesem Hemde tragen sie einen weiten
 leinenen Rock mit zurückgeschlagenen Ärmeln, die
 Strümpfe sind von leinenem Garne; die Schuhe
 ganz sonderbar gestaltet, indem sie vorne über den
 Zehen nur eine kleine Klappe bilden, und über dem
 vordern hohen Fußwinkel durch einen ledernen Riemen
 geschlossen sind. Um den Leib haben sie einen
 schmalen Gürtel (Pas), in welchem sie gewöhnlich
 einen Blumenstrauß tragen, und welcher auf der
 Rückseite gemeiniglich einem Spinnrocken zur Stütze
 dient. Dieser Spinnrocken ist der unentbehrliche
 Hausrath der istrischen Frauenzimmer, welche keinen
 Augenblick, ohne zu spinnen, zubringen.

Die Bewohnerinnen der Seeküsten besuchen die Märkte auf Eseln, wobei sie eifrig ihre Spindel drehen und dabei singen. Der Spinnrocken ist mit einem hölzernen Kreise umgeben, wahrscheinlich um den angeschlagenen Hanf durch zufällige Berührungen oder Unreinigkeiten nicht zu beschmutzen.

Einer der größten Vortheile Istriens sind seine schönen Waldungen, aus welchen die Republik Venedig den größten Theil ihres Schiffbauholzes bezog, aber eben diese Wälder mögen auch die Ursache von der allgemeinen Ungesundheit dieser Gegend, besonders des ehemaligen venetianischen Antheils von Istrien, seyn. Der bedeutendste Ort in dem ehemaligen venetianischen Istrien ist die artige Stadt Rovigno oder Trevigno auf einer felsigten Halbinsel auf der Westküste; sie hat ungefähr 10,000 Einwohner; ihre Gebäude sind schön und dauerhaft; in ihrer Nähe sind Steinbrüche, aus denen auch die Venetianer alle Steine zu den Gebäuden ihrer Stadt zu holen pflegen. Die Domkirche ist ein

großes majestätisches gothisches Gebäude in der höchsten Gegend der Stadt; ihr Thurm scheint nach der Form des St. Markusthurns in Venedig gebauet zu seyn.



Casas del.

Ansicht der Stadt und des Hafens von Pola.

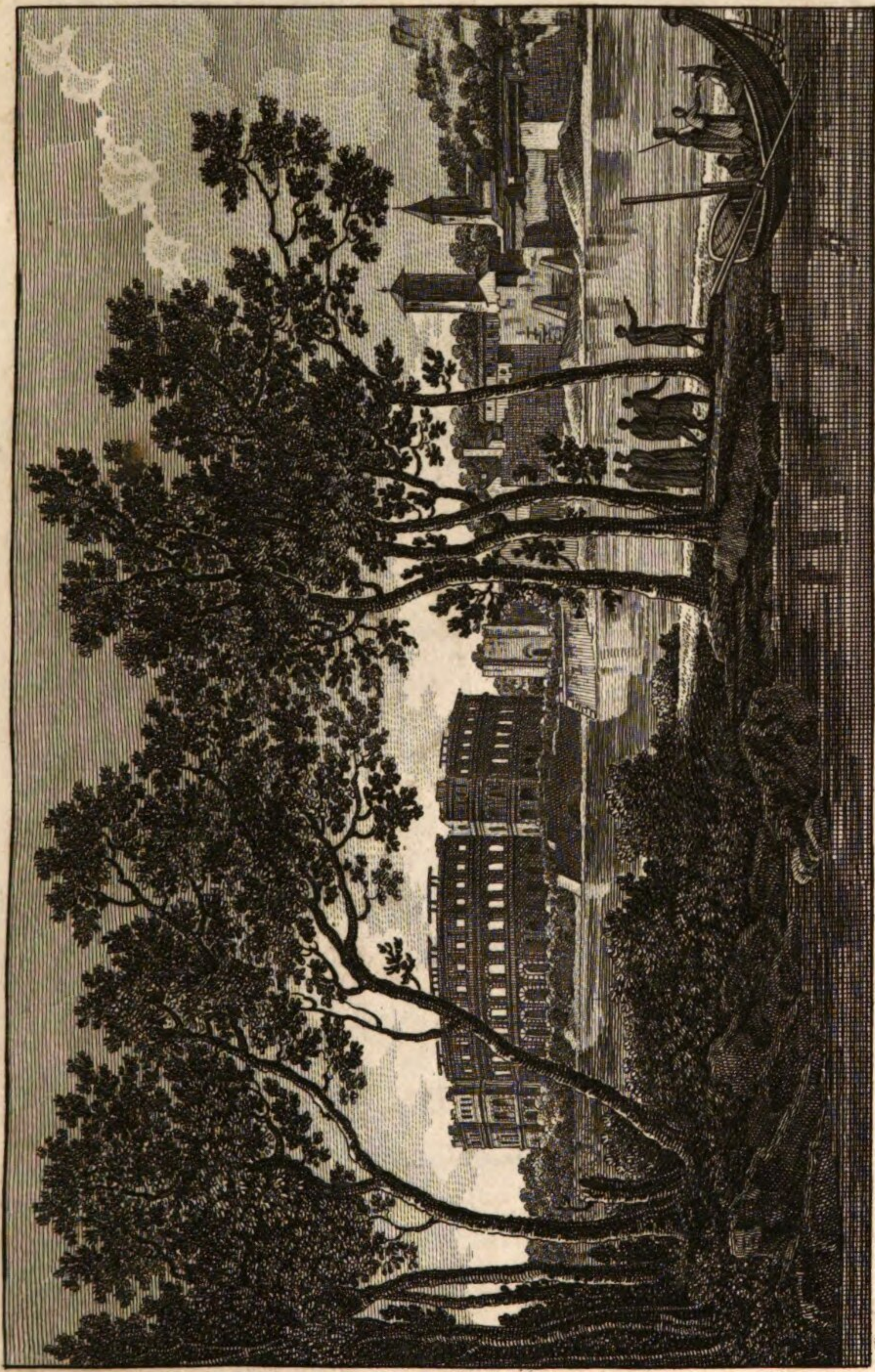
J. Forstner del.

Ansicht der Stadt und des Hafens von Pola.

Die Stadt Pola war in alten Zeiten nach Negli-
da oder Capo d'Istria, die zweite Stadt in
Istrien, und muß schon von Bedeutung gewesen
seyn, als sie die Römer eroberten, weil sie ihren
Einwohnern das römische Bürgerrecht gaben, mit
dessen Ertheilung sie immer etwas sparsam waren.
Unter den Römern nahm sie an Glanz stets mehr
zu, und unter dem Kaiser Severus durfte sie sich
sogar *respublica Polensis* (das Gemeinwesen Pola)
nennen, wie eine Inschrift auf dem Fußgestelle einer
Bildsäule bezeugt, die diesem Kaiser errichtet wor-
den ist. Diese Inschrift sieht man noch am Ein-
gange der Hauptkirche.

Pola hat gegenwärtig 432 Häuser, aber nur
846 Einwohner. Es liegt auf einer Anhöhe am

Meere, und hat einen Hafen. Es treibt Thunfische-
 rei; die Citadelle ist von wenig Bedeutung. Man
 trifft in dieser Stadt mehrere merkwürdige römische
 Alterthümer an, unter denen sich vorzüglich das Am-
 phitheater auszeichnet, das allein für mehrere tau-
 send Zuschauer Platz hat.



Gerstner sc.

Cassas del.

Ansicht des Amphitheaters zu Pola.

Ansicht des Amphitheaters zu Pola.

Die Mauern des Amphitheaters sind noch vollkommen ganz; seine Form ist jene aller Denkmäler dieser Art. Man ist gewöhnlich der Meinung, man habe die Steine dazu aus den Steinbrüchen in Istrien geholt, aber ob sie schon sehr fein und noch ganz unversehrt sind, so scheinen sie doch nicht von der Art zu seyn, welche man in der Baukunst istrische Blöcke nennt; da diese eine Art von Marmor oder Granit sind, welche äußerst selten sind.

Dies Amphitheater hat drei Stockwerke, wovon jedes zwei und siebenzig Schwibbogen enthält; dies macht also zusammen 216. Von diesem Gebäude ist bloß noch der äußere Theil übrig, welches vier Schiffsnäbel an den vier Ecken eines angenommenen Vierecks von andern Gebäuden dieser Art unterscheiden, da es in dieser Hin-

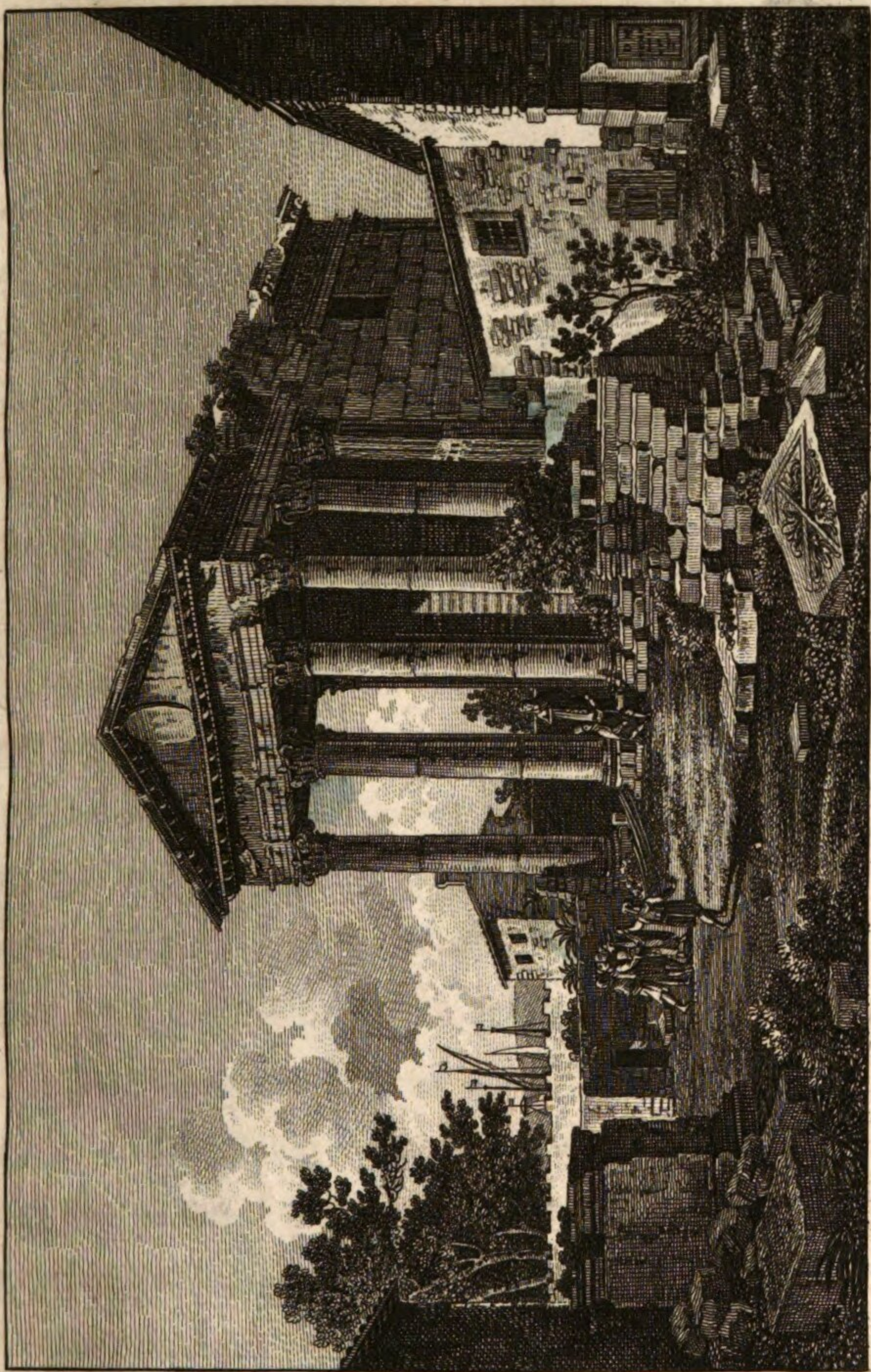
sicht von ihrer allgemeinen Bauart abweicht. Dieser Umstand ist Ursache, daß man nicht weiß, wann es erbauet worden ist, und wer es erbauet hat. Ein Theil der Stufen muß in Felsen gehauen worden seyn, und es ist wahrscheinlich, daß der Boden, so wie er sich angehäuft, sie bedeckt hat. Die übrigen Treppen waren von Holz und allem Anscheine nach müssen sie entweder weggeschafft oder verbrannt worden seyn; vielleicht sind sie auch durch die Zeit zerstört und an den Stellen, wo sie sich befanden, mit Schutt angefüllt worden.

Vormals war dies Amphitheater zu mancherlei Vergnügungen bestimmt, und seine Mauern widerhallten von dem tobenden Beifallsgeschrei der Zuschauer. Jetzt ist es der Aufenthaltsort des Stillschweigens und der Traurigkeit. In welches tiefes Nachdenken geräth man nicht, wenn man in dies Gebäude tritt und wie beredt ist die Einsamkeit, von der man umgeben ist! Man glaubt die Leichenrede der Geschichte der Reiche zu vernehmen. Wo ist der Sitz des Augustus? Wo sind jene Blumen,

jene Myrthen und Lorbeerzweige, welche in Gewinden über den Köpfen der stolzen Römer hingen? Alles ist verschwunden; die Cäsarn, vor denen Nationen zitterten, die Löwen, welche mit den Verbrechern um ihr Leben kämpften, der Schauspieler, der Verse aus dem Sophocles und Terentius herdeklämirt, die mit dem Triumphpurpur bedeckten Helden und das Volk, das im Genuße der Spiele im Circus seine Anechtschaft vergaß. Auf diesem Gefilde des Alterthums ist nichts mehr vorhanden als Trümmer.

Ansicht des Tempels des Augustus zu Pola.

Das Amphitheater ist nicht das einzige Denkmal aus dem Alterthum in Pola; die Stadt enthält auch einen Tempel, der Roma und Augustus geweiht war; wie man aus der Aufschrift auf der Vorderseite sieht. Diese Art von göttlicher Vereinigung zwischen Augustus und Roma trifft man auch an andern Orten, und kann bloß diejenigen in Verwunderung setzen, welche nicht mit der Geschichte bekannt sind. Man weiß, daß in Augustus lange Zeit seine Schmeichler drangen und ihn baten, er möchte ihnen doch erlauben, ihm noch bei seinen Lebzeiten Tempel zu errichten. Anfänglich schlug er dies Ansuchen mit einer Art von Hartnäckigkeit ab, endlich aber willigte er ein, daß man ihm zu Ehren Altäre erbauete. Bloß die Stadt Rom machte von



J. Gerstner sc.

Cassas del.

Ansicht des Tempels des Augustus zu Pola.

d
n
ge
De
des
X
ist
wod
h
und
das
Geit
vor
v

dieser Gunstbezeugung eine Ausnahme, und er gewährte sie andern Städten des Reichs nur unter der Bedingung, daß Rom immer die Hälfte von der göttlichen Ehrenbezeugung genießen, welche man ihm erwies, und daß die Weihaußschrift allenthalben heißen sollte: „Rom und Augustus.“

Der Tempel zu Pola ist Einer von denen, welchen die Provinz errichtete, und die Aufschrift, welche nach Cassas Behauptung genau von Spon angeführt ist, läßt in dieser Hinsicht keinen Zweifel. Der Bau des Tempels muß bald nach dem Schlusse des Kriegs Statt gefunden haben, der zu Folge der Aufstände in diesen Gegenden geführt wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies ein Mittel war, wodurch das Volk, das sich dem Joche unterworfen hatte, die Gunst des Kaisers gewinnen wollte.

Die Bauart dieses Tempels ist im besten Styl und von corinthischer Ordnung. Vier Säulen stützen das Gesims und bilden vermitteltst zweier an den Seiten angebrachten Säulen einen offenen Porticus vor dem Innern des Tempels. Vier corinthische Pfei-

ler bilden die Winkel an dem massiven Gemäuer des Gebäudes. Die oben erwähnte Aufschrift ist an der Vorderseite des Porticus auf dem platten Fries zwischen dem Bindebalken und dem Kranz angebracht und ist noch immer sehr leserlich. Das in Form von Laubwerk gearbeitete und rings um das Gebäude laufende Fries und der Kranz haben hier und da gelitten, und an der Seitenwand rechts sind sie beinahe gänzlich verschwunden. Die Vorderseite hat bei weitem nicht so viel gelitten; doch sind die Säulenfüße fast ganz in die Erde versunken. Auch ist kaum noch eine Spur von den Treppen vorhanden, welche sonst allem Anscheine nach da gewesen seyn müssen, um nach dem Porticus hinauf zu steigen.

Die Einwohner der Stadt behaupten, dieser Tempel sey einst dem Dienste der Pallas geweiht gewesen, allein die Aufschrift allein widerlegt diesen Volksglauben hinlänglich. Nicht so leicht läßt es sich aber erklären, warum und nach welcher Sage das Volk das Amphitheater die Orlandina oder das Roslandshaus nennt? Oder gab es einen alten Thurm

in beträchtlicher Entfernung vom Amphitheater, der Rolandsthurm oder Orlando genannt wird? Man geräth in Verwunderung, wenn man den Namen dieses berühmten Ritters in andern Ländern findet, die so weit von Roncevaux entfernt liegen.

Einige Trümmer, welchen das Volk den Namen des Pallastes der Julia giebt, sind ebenfalls in Dunkelheit gehüllt; denn es ist schwer auszumachen, welcher Julia dieser Pallast gehört hat. Man kann ihm nicht der Julia, Schwester des Julius Cäsars, noch der Julia, der Gemahlin des Pompejus, zuschreiben. Aus der Geschichte weiß man, daß beide zu Rom gestorben sind, welche Hauptstadt sie nie verließen. Auch kann man nicht annehmen, daß er den beiden Julias, der Tochter und Enkelin des Augustus, gehört hat. Ob schon die Erste mit dem Tiberius vermählt war und ob sich gleich dieser Fürst lange in Istrien und Dalmatien aufhielt, so weiß man doch, daß er bloß nach einer Befehlshaberstelle in diesen Provinzen strebte, um sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, deren Auf-

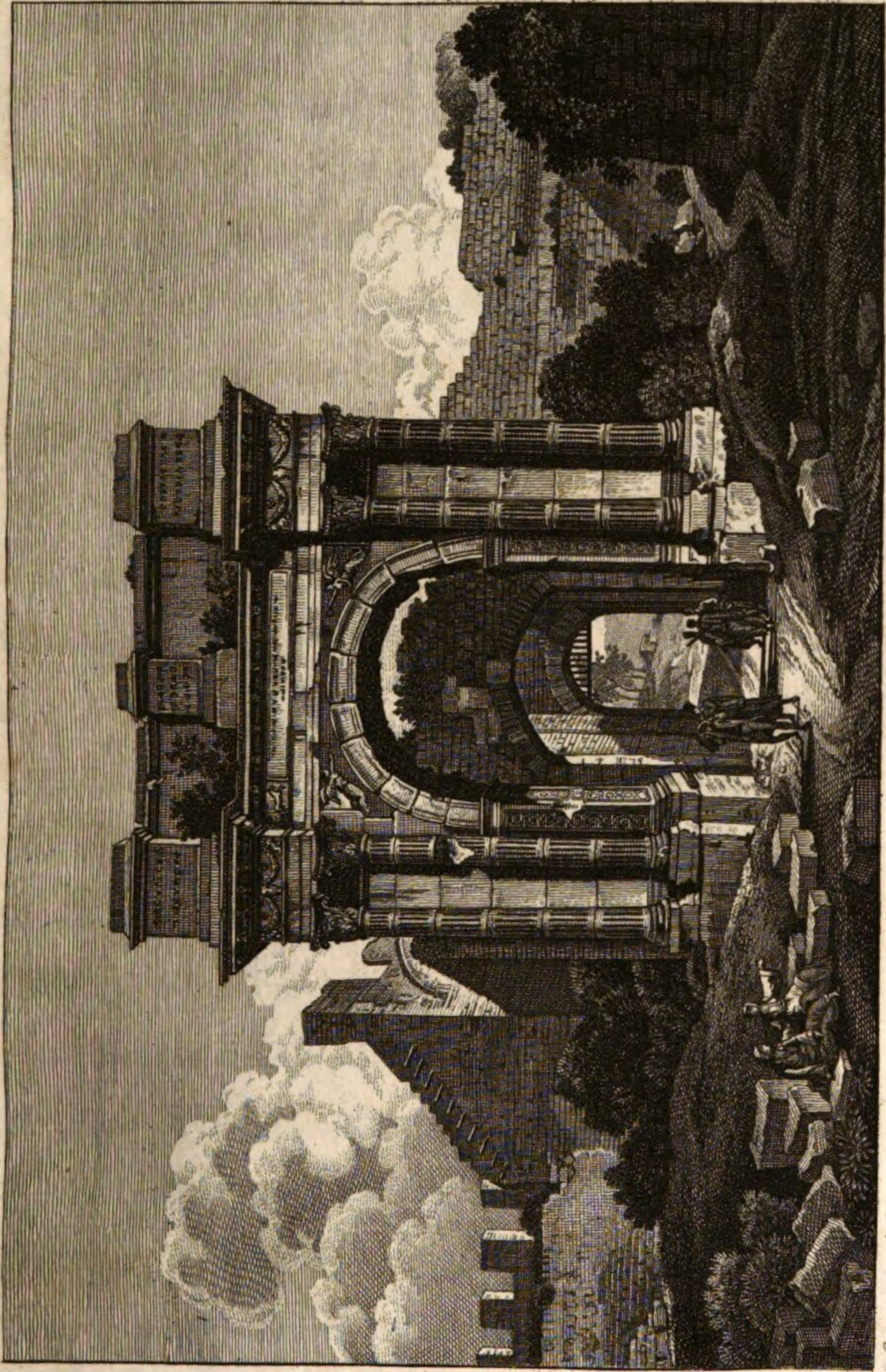
führung er sich zur Schande rechnete; man kann sich daher leicht vorstellen, daß sie ihn nicht dahin begleitete. Was die zweite Julia anbelangt, so hatte diese Rom nie verlassen, ehe sie verwiesen ward. Ob nun gleich ihr Verbannungsort eine kleine Insel in dem Meere war, das nachmals den Namen des adriatischen bekam, so kann man doch nicht glauben, daß sie ihren Verweisungsort verlassen und sich in Pola angesiedelt, noch daß sie Mittel zur Erbauung eines Pallastes besessen habe. Die beiden andern Julias waren berühmt oder vielmehr berüchtigt; die Eine, Caligulas Schwester, wurde nach der Insel Poncé verwiesen; die Andere war Domitians Nichte, gab sich diesem Ungeheuer preis und starb zu Rom; sie hatte einen Trank zu sich genommen, um das Kind abzutreiben und ihre Schande vor dem Publiko zu verbergen, und starb daran.

Wenn es daher eine Julia war, die sich eine Zeitlang in dieser Gegend aufhielt, und die einen Pallast hatte, so konnte es bloß Julia Domna, die zweite Gemahlin der Kaisers Septimius Se-

verus, seyn. Lange war er Stadthalter in Illyrien gewesen, als er auf den Thron gelangte. Man weiß, daß er Julia Domna in Syrien aufsuchte, weil ein Orakel voraus verkündigt hatte, daß das Reich dem zu Theil werden sollte, den sie heirathe. Er nahm sie mit nach Hause und einige Zeit darauf ward er von den Legionen in Illyrien zum Kaiser ausgerufen; während dieser ganze Theil von Europa von der Donau bis an den Golf sein Ansehen anerkannte, zog er an der Spitze seines Heeres nach Rom gegen Didius Julianus. Höchst wahrscheinlich ließ er seine Gemahlin in Illyrien, welche ihren Aufenthalt zu Pola nahm. Indessen sind von diesem Pallaste bloß einige zerstreute Steine übrig, deren Bauart man nicht einmal mehr errathen kann.

Ansicht des Triumphbogens, die goldene Pforte genannt.

Dies ist nicht der Fall mit dem Triumphbogen, welcher noch vollkommen gut erhalten ist, und jetzt als Eines der Stadtthore unter dem Namen der goldenen Pforte (Porta Aurea) betrachtet wird. Dies schöne Denkmal besteht aus einem einzelnen großen Bogen und ist mit corinthischen Säulen verziert, welche die Tabulatur tragen. Es ist nicht Einer von jenen Beweisen von Ehrfurcht, welche man großen Männern auf Kosten des öffentlichen Schazes erweist, und welche in frühern Zeiten so häufig vorkommen, sondern er ist ein einfaches Zeugniß der Liebe einer Frau gegen ihren Gatten. Die Aufschrift sagt, daß *Salvia Postuma* ihn auf ihre Kosten dem *Sergius Lepidus*, dem Aedilis und Militärtribunus der neun und zwanzigsten Region, errichten ließ. Oben sieht man drei Grundlagen, auf denen sonst



Cassas del.

Ansicht des Triumphbogens, die goldene Pforte genannt.

Blanchet sc.

drei Bildsäulen oder Büsten standen und nach den Aufschriften zu urtheilen, stand auf der in der Mitte die Büste oder Figur des Römers, dem dies Denkmal gewidmet war. Rechts befand sich das Bildniß seines Vaters, Lucius Sergius, Aedilis und Duumvirs und links jenes seines Onkels Cnejus Sergius, welcher ebenfalls fünf Jahre lang Aedilis und Duumvir war.

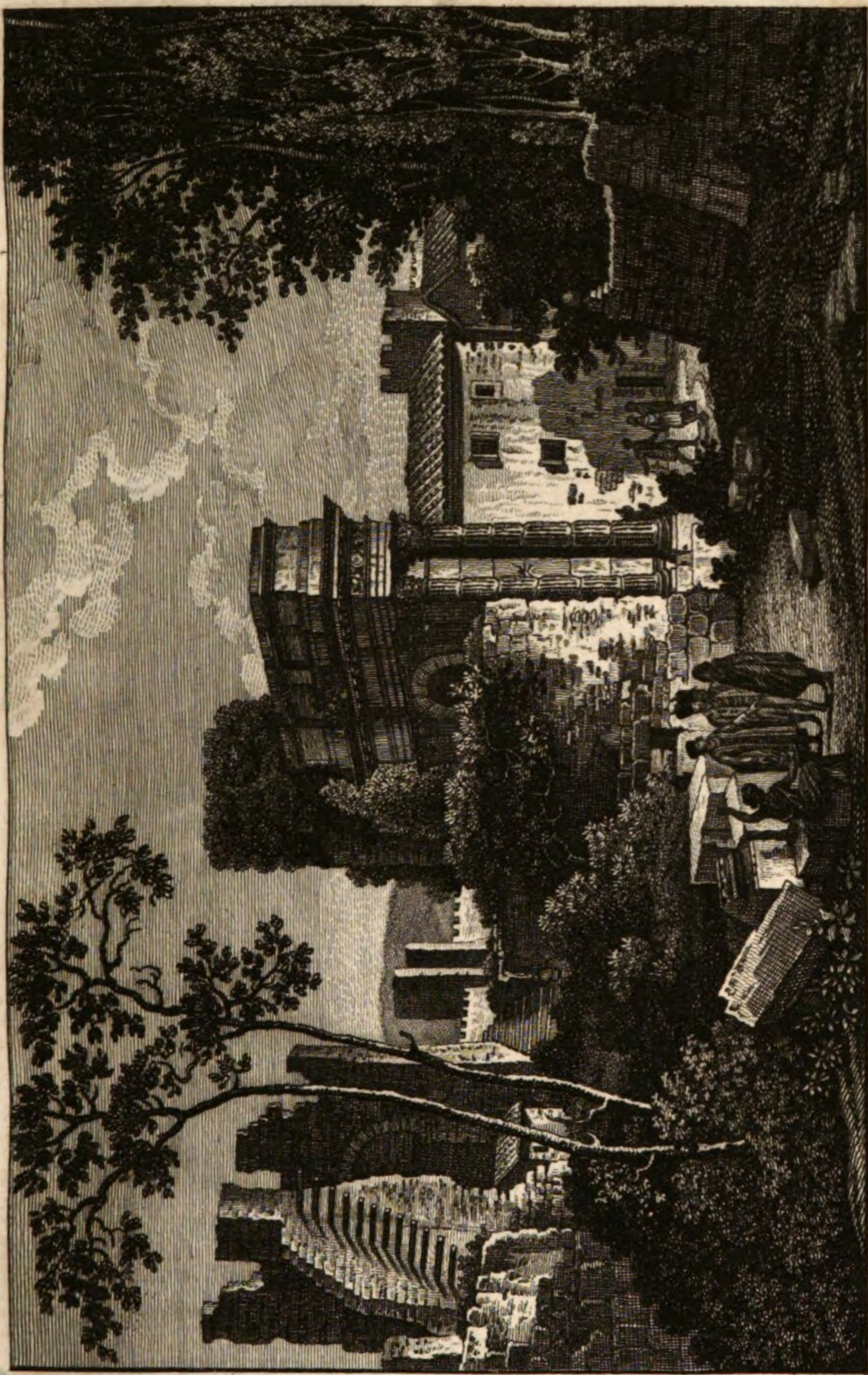
Auf der innern Fronte nach der Stadt zu, sind diese Aufschriften sichtbar und auf dieser Seite ist die Architektur ganz frei; man kann sich daher eine richtige Vorstellung davon machen. Die äußere Fassade, d. h. die Fronte nach der Landseite zu, muß eben so reich gewesen seyn, aber sie ist durch die alten Stadtmauern verbauet, die später errichtet worden sind, so daß man bloß die Capitäl der Säulen und einen Theil des Bogens sehen kann.

Dies Denkmal liefert einen auffallenden Beweis von der Macht eines Volks, unter welchem einzelne Personen solche glänzende Denkmäler zum Andenken ihrer Anverwandten errichten konnten.

Seitenansicht der goldenen Pforte.

Der Triumphbogen wird zugleich hier von der Seite geliefert, und man kann sich dies schöne Denkmal dadurch noch vollständiger vorstellen.

Die Kirche zu Pola, welche nach italienischer Sitte il Duomo, (der Dom = oder Hauptkirche) heißt, nimmt offenbar eine Stelle ein, wo ein alter Tempel stand; denn bei jedem Schritte, den wir da herum thaten, fanden wir die Trümmern von Säulen, Capitälern, Friesen, Fußgestellen, Grabmählern und Aufschriften. Die Letztern hat Spon sehr genau beschrieben, so daß wir sie hier nicht zu wiederholen brauchen.



J. B. sculp.

C. B. del.

Seiten Ansicht der goldnen Pforte.

2

we

bil

ein

fid

M

Be

hol

di

n

e

u

Einige Städte Istriens.

Das Städtchen Pirano liegt auf einer Halbinsel, welche die beiden Meerbusen von Lagona und Trieste bilden. Sie gewährt einen sehr mahlerischen Anblick: eine lange Reihe gleichförmig gebaueter Häuser zieht sich längs dem Ufer des Meeres hin; beinahe im Mittelpunkte der Stadt liegt auf einem kleinen Berge die ziemlich ansehnliche Kirche mit einem sehr hohen spitzig auslaufenden Glockenthurme. Links dicht hinter der Stadt auf einem höhern Berge sieht man das gothische Gemäuer eines alten verfallenen Schlosses und hinter demselben schließen noch höhere unfruchtbare Berge den Horizont.

Pirano hat jetzt 887 Häuser und 6151 Einwohner, die theils Fischer, Schiffsbauer und Seeleute,

theils Wein- und Delbauer sind. Es hat einen guten Hafen und treibt Handel mit Salz und istrischen Erzeugnissen.

In den ältesten Zeiten hieß Cap'o d'Istria Negida und soll von den Colchiern angelegt seyn. Eine Zeitlang hatte sie den Namen Justinopolis und in den neuern Zeiten bekam sie ihre jetzige Benennung. Sie ist eine der beträchtlichsten Städte von Istrien, und liegt noch auf der nämlichen Stelle, wo Negida stand, d. h. auf einer Insel, welche man durch einen eine halbe französische Meile langen Damm mit dem festen Lande verbunden hat. Die Venetianer eroberten sie mit Sturm im J. 932; im vierzehnten Jahrhunderte wurde sie ihnen von den Genuesern abgenommen, aber im J. 1478. kam sie wieder in die Hände der Venetianer, die im Besiz derselben bis auf die neueste Zeit blieben, wo Venedig im J. 1797. aufhörte eine Republik zu seyn. Sie hat eine Citadelle und 1092 Häuser mit 5119 Einwohnern. Sie hat einen Hafen und treibt

Handel mit Wein, Baumöl und Salz. Die Küstenfahrt ist bedeutend.

Fiume liegt am Golf von Quarnaro, der hier nach der Stadt benannt wird und an der Fiume. Bei dieser Stadt fängt sich ein Thal an, das sehr fruchtbar an Wein und vortrefflichen Früchten ist, unter welchen die Feigen die erste Stelle einnehmen. Seit 1722 ist sie ein Freihafen, besteht aus zwei parallellaufenden größern Gassen und mehreren kleinern, und hat 743 Häuser und 7576 Einwohner. Durch diesen Freihafen werden vorzüglich die Erzeugnisse von Ungarn verführt; in demselben langen jährlich gegen 1200 Schiffe an.

Die hier angelegte Zuckerraffinerie führt ihre Waare in alle österreichische Erbländer; auch die Wachsbleiche ist ein merkwürdiger Gegenstand; beide geben vielen Menschen Beschäftigung und Brod.

Der österreichische Hof hat dieser Stadt schon seit langer Zeit ausgezeichnete Handelsvorthelle zugestanden. Schon Kaiser Karl VI. ließ eine große Handelsstraße von Carlstadt in Croatien bis

nach Fiume anlegen, auf welcher die ungarischen
Erzeugnisse, die zu Wasser verführt werden, nach
Fiume kamen, und welche das Meiste beigetragen
hat, diese Stadt blühend zu machen.

D a l m a t i e n.

Die Größe von Dalmatien beträgt 274 Quadratmeilen, auf welchen 295,089 Menschen leben. Hierunter sind 34,000 Uskoken, 8000 Italiener, 1800 Zigeuner, 900 Griechen und 400 Juden. Der Ueberrest besteht aus Morlaken, Montenegrinern und sonstigen Slaven, die sich meistens zur griechischen Religion bekennen. Es hat 12 Städte, 16 Marktflecken und 943 Dörfer.

Dalmatien bildet einen langen Küstenstrich am adriatischen Meere hin, für welchen die Natur vieles, der Menschenfleiß aber noch wenig gethan hat. Unter dem schönen Himmelsstriche des Landes wachsen Weine, Feigen, Mandeln, Oliven, Mastix, Rosinen und Holz im Ueberfluß. Auf den Weiden trifft man zahlreiche Heerden von Rindvieh, Pferden und Schafen an. Das Meer liefert Fische in Menge.

Dalmatien, das eine besondere österreichische Regierung bildet, ist in 5 Kreise eingetheilt: 1) in Zara; 2) in Spalatro; 3) in Marcarsca; 4) in Ragusa und 5) in Cattaro. Die Hauptstadt und der Sitz des Statthalters ist Zara.

An seiner Küste hin liegt eine zahlreiche Gruppe von Inseln, worunter Eine der größten Cherso ist, die 150 italienische Meilen im Umfange hat. Ihr Himmelsstrich ist gesund, und obschon ihr Boden sehr steinig ist, so ist er doch äußerst fruchtbar, indem er von vielen kleinen Bächen bewässert wird. Man erbauet kein Getraide, treibt aber gute Viehzucht, und gewinnt Wein, Del und Honig. Die Pferde sind wegen ihrer außerordentlichen Kleinheit merkwürdig. Die Insel enthält einen ziemlich beträchtlichen See, der ungefähr sieben italienische Meilen im Umfange hat, und sehr fischreich ist. Man findet einige Fische darin, die sonst bloß im Meere einheimisch sind.

Die Insel Beglia oder Beggia, ist ziemlich steinig; sie erbauet etwas Wein und Seide. Die

einzig darauf befindliche Stadt hat einen gleichen Namen mit einem bequemen Hafen. Hier fängt die illyrische Sprache an, und selbst das Brevier der Geistlichkeit ist in dieser Sprache abgefaßt.

Weiterhin sind die Inseln *Urbo*, *Selva*, *Melaba*, *Ugliano*, *Pago*, *Punta dura* u. s. w. die ehemals unbewohnt waren, jetzt es aber nicht mehr sind; indessen bringen sie nur wenig hervor, wenn sie auch fleißig bearbeitet werden. Der Boden ist so steinig, und der Wassermangel so groß, daß kein Getraide fortkommt; selbst die Olivenbäume schlagen nur mit Mühe Wurzel und die Trauben an den Weinstöcken sind dünn und mager. Dagegen findet man hier in großer Menge die nämlichen Marmorarten, wie in den hohen Gebirgen Italiens, besonders bei *Terracina*, *Piperna* und in der Gegend von *Caserta*. *Fortis* glaubt, die dalmatischen Inseln seyn die traurigen Ueberreste eines Landes, das vor Jahrtausenden durch große Revolutionen zerstört worden sey.

Die fruchtbarste unter diesen Inseln ist noch

Ugliano oder Isola grossa, die alles in Menge hervorbringen würde, wenn sie nicht so großen Mangel an Wasser hätte.

Alle diese Inseln sind mit einer Menge von Klippen und Felsen umgeben, die nicht bloß für die Schifffahrt gefährlich sind, sondern auch Räubern und Mördern zu Schlupfwinkeln dienen.

Die Morlaken.

Die Wohnsitz der Morlaken sind in Dalmatien an den Flüssen Nerka, Lettina, Narenta, und zwischen den Gebirgen des mittelländischen Dalmatiens. Sie befinden sich also zwischen dem zengischen Gebiete und St. Georg, und zwischen den Inseln und dem ehemaligen venetianischen Gebiete Zara (Tadra), und haben eine Strecke von beiläufig funfzehn Meilen in die Länge und fünf in die Breite inne. Nach Anderen erstreckt sich die Länge von Binodoc bis Novigrad. Die Morlaken bewohnen vorzüglich die Städte Zeng, Novigrad, Drovazzo, ferner Anin und Gotar (so heißt bei ihnen Zara). Der Fluß Nerka ist der Römer Titius; er entspringt beim Dorfe Topolne, benetzt Anin (Tuie, Tininium), Scardona und Sebenico. Der Fluß Lettina, einst Tilurus

oder Neßsus, benezt Basso di San, Biffeh, Almissa, und fließt nahe bei Seige. Der Fluß Narenta, einst Naro, benezt Pogania oder Primiore, ferner Narona's Ruinen beim Dorfe Bido. — Auch in diesem Lande wüthet der schreckliche Nordostwind, der Bora; er führt faustgroße Steine mit sich, tödtet durch Kälte, und schleudert große Lasten nieder. Die Morlaken sind ein zahlreiches Volk, und nicht-unirte Griechen. Ihren Namen leidet man auf verschiedene Art ab. Sie selbst nennen sich Ulassen, und die Städtebewohner, die näher der Küste wohnen, Mor-Ulassen, das heißt, Meerulassen. Nach dem Italienschen sollen sie Mauro Vlachi, von More schwarz, und Ulachi, slavisch Lateiner, also schwarze Lateiner oder Italiener heißen, oder von dem slavischen More, Meere, und Blach, Italiener, also Meerwelsche, oder von More, Meer, und Blah, oder Ulah, reicher oder mächtiger Mensch (nach Fortis), also Seemächtige, oder Mororlachi, mächtige Menschen vom fernen Meere her. Wallach

ist ohne dem kein Eigennamen und an der chrobatischen Seeküste nennen sie sich noch Serblier, was sie auch dem Ursprunge nach sind, und was sowohl die Geschichte, als auch ihre slavische Sprache nachweist. Sie sind also keine Wallachen, noch aus der Bulgaren, wie Cassas vermuthet.

Dieser illyrische Stamm bewohnt nicht nur, wie die Liburnier, einen kleinen Strich auf der Nordküste des adriatischen Meeresbusens, sondern findet sich auch im ganzen oberen Dalmatien zerstreut. Die Gränzen des von den Morlaken bewohnten Küstenlandes sind gegen Süden das Meer, gegen Westen Liburnien, gegen Norden das hohe Alpengebirge Bellepich (die Montes albi der Alten), gegen Osten Oberdalmatien.

Im Jahre 640 nach Christi Geburt sandten die Morlaken aus Großchrobathien und Großserblien, welches nach Constantin Porphyrogenitus über dem karpathischen Gebirge lag, Gesandte an den Beherrscher des oströmischen Kaiserstaates Heraclius, um sich von ihm die Zusage zu

erbitten, sich in seinem Staate niederlassen zu dürfen. Sie bevölkerten nun die adriatischen Seeküsten, ferner Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Servien und Bosnien. Der Abbate Fortis hat eine treffliche Schrift über dieses Volk herausgegeben (*Viaggio in Dalmazia*), doch betrifft sie nur die Morlaken des einst venetianischen Dalmatiens; er erwähnt der kroatischen Morlaken gar nicht, obgleich dieses Volk nach ihren Sitten, Gebräuchen und Trachten nicht überall ganz gleich ist. Die Morlaken zeigen, nach Fortis, keine Spur eines lateinischen oder italienischen Ursprungs, obgleich dieser Reisende mehrere deutlich aus dem Lateinischen entlehnte Wörter in ihrer Sprache vorfand, als *Salbun*, *Sabulum*, lat., Sand; *Slap*, *lapsus*, lat., Wasserfall; *Bin*, *vinum*, Wein; *plavo*, *flavus*, lat., gelb; *lip*, *lippus*, lat., blind; (denn diese Wörter konnten und mußten sich bei Vermischung der Morlaken mit den Italienern, und bei der italienischen Oberherrschaft allmählig ergeben; *vinum* ist endlich ein Wort fast aller europäischen Sprachen,

und daher nichts für die Sprachen, sondern nur für die spätere Kenntniß des Weines beweisend).

Der Name der Morlaken kommt von den slavischen Worten More, Mur, auch Murjá, das Meer, und Blah, Blaf, oder Bloch, ein Italiener, und bedeutet also einen Meeritaliener, d. h. einen am Meer wohnenden Italiener, wie sie von ihren slavischen oder serblischen Nachbarn benannt wurden; denn Wallach ist kein Eigennamen irgend eines Volkes, und sie selbst nennen sich an den kroatischen Seefüsten noch Serblier. So Hacquet, aber nach Fortis bedeutet das Wort Blach oder Ulah nicht einen Italiener, sondern einen reichen und ansehnlichen Menschen, also einen mächtigen am Meere wohnenden Menschen.

Die Morlaken sind groß, stark, und haben schöne männliche Gesichtszüge. Ihre Lebensart ist Ursache ihrer dunkelbraunen Farbe, doch gibt es auch, besonders in den Alpen, unter ihnen solche, die, wie der größte Theil der Weiber, blond und blauäugig sind, was ein sicherer Beweis ihrer Abstam-

mung aus dem Norden ist. — Oft haben sie die
 gequetschte Nase der Sauromaten, oft das römische
 Ansehen der Italiener. Ihre Lebensart ist ein-
 fach; sie essen wenig Fleisch; ihr Alter bringt erst
 die Entkräftung und der Tod erfolgt natürlich.
 Nach Cassas sind sie berühmte Lügner, gastfrei,
 standhaft, nicht habüchtig, Mord und Diebstahl fin-
 det sich nur in den Gebirgen, wo sie an mehrere
 Staaten gränzen und sich verschiedene Religionen
 finden. Solche Räuber nennt man hier Haiducken
 (sehr ungeschicklich sagt Hacquet, da die Haiduck-
 en in Niederungen einen guten Ruf haben).
 Die Sitten, der Morlaken ausgenommen, sind
 die der Gebirgsbewohner, gleichen also denen der
 übrigen gebildeten Völker sehr. — Die Bergbewoh-
 ner sind wild und grausam. „Ihre Räubereien
 äußern sie, sagt Fortis, gewöhnlich gegen die Tür-
 ken, doch schonen sie in der Noth auch der Chris-
 ten nicht. Unter den feinsten und kühnsten Strei-
 chen, die man mir von Einem dieser Gebirgsbewoh-
 ner erzählt hat, ist folgender ein sehr bezeichnender:

Ein armer Mann hatte sich auf dem Markte in einer nahen Stadt einen Kessel gekauft; er setzte sich neben demselben auf die Erde und unterhielt mit einem Bekannten ein lebhaftes Gespräch. Indessen näherte sich ein Bergmorlake und setzte sich schnell den Kessel auf das Haupt, wobei er seine eingenommene Stellung fest behauptete. Nach Beendigung seines Gespräches sah sich der Eigenthümer nach seinem Kessel um; er wandte sich schnell an den Schelm, der solchen auf dem Kopfe hatte und fragte: ob er nicht durch jemanden einen ähnlichen Kessel habe wegtragen sehen. Nein, sagte dieser, darauf habe ich nicht Acht gegeben; aber hättest du deinen Kessel, wie ich den meinigen auf den Kopf gesetzt, so hätte man ihn dir nicht stehlen können."

Aber Fortis setzt hinzu, daß, ungeachtet dieser und ähnlicher Diebereien, ein Reisender bei den Morlaken in vollkommener Sicherheit reisen könne; man erhält mit Leichtigkeit Sicherheitswachen, und wird überall mit Gastfreundschaft aufgenommen.

Bei den Küstenbewohnern sind Dieberei und Mord fast ganz unbekannt. Nur die Gebirge enthalten jene harten und wilden Menschen, die wir eben anführten; unter den Gebirgsbewohnern sind die Haiducken berühmte Räuber und der Schrecken der Reisenden. „Aber vor dieser Gefahr darf man doch auch nicht, sagt Fortis, zu sehr erschrecken; denn es gibt ein einfaches und sicheres Mittel, in diesen wüsten Gegenden gesichert zu reisen, nämlich sich geradezu von einigen dieser ehrlichen Leute begleiten zu lassen, denn sie sind der Verrätherie unfähig.“ — „Diese Haiducken,“ so fährt Fortis fort, „führen ein Leben, wie die Wölfe; denn sie irren zwischen unzugänglichen Abgründen herum, klettern von Felsen zu Felsen, um ihren Raub aus der Ferne auszuspähen, schmachten in Schlünden der einsamen Berge und in scheußlichen Höhlen; sie sind durch die stete Unruhe des Verdachtes gemartert, allem Ungemache der Jahreszeiten, oft dem Mangel ausgesetzt, oder gezwungen ihr Leben zu wagen, um die Mittel des Lebens zu erhalten. Und so müßte

man von diesen wilden und durch beständiges Elend aufgeregten Menschen nur lauter Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten erwarten, aber mit Erstaunen beobachtet man, daß sie nie etwas gegen die vermeintlichen Urheber ihrer Bedrängnisse unternehmen. Sie vergreifen sich nie an bewohnten Orten, und sind treue Geleitsmänner der Reisenden." — Man muß hierbei bemerken, daß sie aus dieser Ursache von den Reisenden, obgleich unrichtig, den Namen der Haiducken erhalten haben, den in Ungarn die Begleiter der Reisenden in den Gebirgen tragen. Die ungarischen Haiducken sollen größtentheils ein Hirtenleben führen, aber dies ist der Fall nicht bei den illyrischen Haiducken (— Haiducken heißen in Ungarn die Soldaten der Gespannschaften, Städte und Herrschaften, welche nur zur Wache bestimmt sind, und bloß vom Solde leben. Ihre Namensverwandten, oder vielmehr Namensgeber sind die Bewohner der sogenannten sechs Haiduckenstädte in der saboltcher Gespannschaft, die vom Könige Matthias I., als stehende Soldaten, große Freiheiten

erlangten, und noch jetzt im Genuße derselben vom Ackerbau und der Viehzucht leben).

„Der Gegenstand ihrer Räubereien,“ so fährt Fortis fort, „sind großes und kleines Vieh, das sie nach ihren Höhlen schleppen, wo sie das Fleisch verzehren, und die Häute zur Bereitung ihrer Schuhe aufbewahren. Manchmal treibt sie der Hunger aus ihren Schlupfwinkeln, dann nähern sie sich den Hütten der Schäfer, von wo sie die versagten Lebensmittel mit Gewalt wegnehmen. Der Muth dieser Leute ist im geraden Verhältnisse ihres Bedarfes und harten Lebens. Vier Haibucken unterstehen sich, eine Reisegesellschaft von funfzehn bis zwanzig Türken anzugreifen, und es gelingt ihnen bei solchem Verhältnisse der Zahl gewöhnlich, sie alle zu plündern.“ — Zum Rauben werden sie aber auch außer der gebieterischen Noth durch religiösen Grund gebracht, indem sie nie aufhören, die Türken zu bekriegen, da man es ihnen öfters zur Gewissenssache macht.

Diese Räuber werden durch eigends dazu auf-

gestellte Landsoldaten, die man Panduren nennt, verfolgt. Wenn diese einen Haiducken fangen, so haben sie nicht nöthig, ihn zu knebeln, sondern es genügt ihnen, den Riemen seiner weiten Hosen zu zerschneiden, worauf diese bis auf die Füße des Haiducken hinabfallen, und ihn zu fliehen verhindern. — Den Namen Panduren führen die kroatischen Landsoldaten schon seit langer Zeit, ohne daß er eine genaue bestimmte Bedeutung hätte. (Sie haben ihren Namen von dem in der Pesther Gespanschaft gelegenen raizischen Dorfe Pandur, dessen kühne Soldaten einst unter einem Harumba schach fochten, später aber im österreichischen Erbfolgekriege unter dem Freiherrn Franz von Trenk berüchtigt wurden). Uebrigens sind die Panduren eben so wild und grausam, als die von ihnen verfolgten Räuber. Sie sind für das Haus Oesterreich eine Pflanzschule leichter, durch ihre Räubereien berüchtigter Truppen.

Die Morlaken sind unversöhnlich, und haben ein darauf zielendes Sprichwort: wer sich nicht rächt, der reiniget sich nicht. Sie bewahren, so wie

die kaukasischen Tscherkassen, die blutigen Kleider eines Gemordeten so lange auf, bis Einer seiner Abkömmlinge jene Beleidigung gerochen, oder bis sich, was freilich höchst selten geschieht, ein Glied aus der Familie des Mörders, mit einem Stricke um den Hals, gestellt hat, (was auch nicht allezeit Statt findet), um die Vergebung der Schuld zu erbitten.

Der Trunkenheit oder andern zügellosen Leidenschaften sind sie nicht ergeben, und auch darin sind es die Gebirgsbewohner mehr, als die der Küsten. Die Mädchen haben zwar einen freien Umgang mit den Männern, aber dabei halten sie sehr auf die Reinheit der Sitten. Es ist eines der seltensten Schauspiele zu sehen, wie die aus der Kirche gehenden Weiber und Mädchen, von den ihnen begegnenden Männern und Jünglingen umarmt werden, so daß man glauben sollte, alles gehöre zu einer Familie. Aber über diese kleine, schöne Vertraulichkeit geht man auch nicht hinaus. Ein Mädchen, welches ihren Ruf verliert, hat auch kein Recht mehr, die

jungfräuliche Mühe zu tragen: dies ist eine rothe Haube, von welcher oft ein langer Schleier über die Schultern hinabhängt. Gewöhnlich beraubt sie der Pfarrer dieses Ehrenzeichens; Einer ihrer Verwandten schneidet ihr die Haare ab, und die Unglückliche ist bald gezwungen, die Gegend zu verlassen.

In der Freundschaft sind die Morlaken beständig. Sobald hier zwei Menschen eines Geschlechts eine innige Freundschaft unter sich geschlossen, und sich so wechselseitig die Namen *Pobratimi* oder *Posestrina* (Halbbruder oder Halbschwester) gegeben haben, so trennen sie den geschlossenen Bund nie mehr.

Gegen alle Fremde üben sie die rührendste Gastfreundschaft aus; nur gegen die Italiener sind sie etwas mißtrauisch. Der Italiener, Abbate Fortis, bemerkt ziemlich naiv, daß wiederholte, an den Italienern gemachte Erfahrungen bei ihnen die Unredlichkeit der Italiener zum Sprichworte gemacht hätten. Um die Unzuverlässigkeit der Worte

irgend eines Menschen zu bezeichnen, bedienen sie sich der Ausdrücke: *Passio viro*, *Lanzmanska viro*, Hundsglaube; italienischer Glaube; — unter dem Namen Landsmann verstehen sie die Italiener.

Mir ist es unbekannt, wie sehr sie Ursache haben, den Italienern, oder anderen Völkern nicht zutrauen, aber das weiß ich, daß sie ebenfalls guten Grund hätten, gegen eine große Menge listiger Schwäger auf ihrer Hut zu seyn, die ihren Hang zum Aberglauben mißbrauchen und ihnen die Frucht ihrer Sparsamkeit entziehen. Sie verkaufen ihnen alle Arten von Amuletten, welche sie vor Zaubereien bewahren sollen, was für die Verkäufer ein zu einträglicher Handel ist, als daß sie es unternehmen, die Käufer über die vorgeblichen Unthaten aufzuklären. Im Gegentheile verstehen sich die sogenannten Zauberer und ihre Beschwörer aufs beste, um diese Auflage auf die Leichtgläubigkeit unter sich zu theilen. — Ihre Aerzte tragen auch von ihrer Seite bei, um sie zu besteuern.

Die Wohnungen der Morlaken (Rucha) sind

denen der Liburnier ähnlich, aber sie werden nicht so reinlich gehalten. Ihr Inneres ist scheußlich geschwärzt, da man sich darin keiner andern Lichter bedient, als brennender Späne der Tannen oder anderer harzigen Hölzer, die alle einen dicken Rauch ausstoßen. An den Seeküsten sind die Hütten aus Steinen gebaut, aber auf den Gebirgen sieht man nichts als elende hölzerne Hütten, die in zwei Theile getheilt sind, deren Einer für die Menschen, der andre für das Vieh gehört.

Dort, wo Wein gebaut wird, sind in den lebenden Felsen Gewölbe gehauen, welche aus zwei oder drei Kammern, und einem Stalle bestehen. Die Kirchen haben kein besseres Schicksal, als die Häuser; denn auch in ihnen herrscht die äußerste Armuth und Unreinlichkeit. Nur jene Kirchen und Pfarren haben gute Einkünfte, wo der Aberglaube des Volks Vorschub findet und Handel mit Amuletten u. dergl. getrieben wird.

Der Erwerbsfleiß hat bei diesem Volke noch keine Wurzel gefaßt. In den Gebirgen führt man bloß

ein Hirtenleben, und der Ackerbau ist sehr vernachlässigt, indem die Rauigkeit des Klimas keine andern Erzeugnisse als Roggen und Hafer erwarten läßt. Gewöhnlich zieht man kein anderes Vieh, als Ziegen und Schafe, zu deren Nahrung die hiesigen Kalkgebirge trockene und gewürzhafte Kräuter liefern, wodurch ihr Fleisch schmackhafter und nahrhafter wird. — In holzreichen Gegenden macht man Breter, Krummhölzer und mehrere solche Schiffsbaumaterialien, die man nach den kleinen Seestädten versührt. — In dem niedrigen Theile des Landes, in der Nähe der Seeküsten, erzeugt man Mais und andere Kornfrüchte, allein der Weinbau und der Fischfang sind dennoch die vorzüglichsten Gegenstände der Beschäftigung. Der Fang der Thunfische (*Gadus Thynnus* Linnéi) ist Eines der merkwürdigsten Schauspiele. Um viele dieser Fische auf eine Stelle zusammen zu locken, stellt man mehrere Leitern, von sechs Klaftern und drüber, ins Land nahe am Ufer, so daß sie sich in schiefer Richtung aufwärts bis über die Oberfläche des Wassers erheben. Auf jeder dieser Leiter steht

ein Mann mit einem Sacke voll großer Steine, und belauert den Zug des Thunfisches. So steht er oft den ganzen Tag über; wenn er nun einen Fisch bemerkt, so wirft er ihm einen Stein nach, und zwar von einer solchen Seite, daß der erschrockene Fisch gegen die aufgestellten Netze zuschleicht. Die Lage dieser Fischer ist schwierig und gefährlich; denn bricht die Leiter, so fällt er ins Wasser, und obgleich diese Leute alle gute Schwimmer sind, so ist doch dieser Theil der Küsten ganz mit spitzigen Felsen besetzt, so daß sich die Fischer im Falle leicht verletzen können. — Auch der Fang, der aus dem Süden ankommenden Wandervögel, z. B. der Lerchen, ist beträchtlich.

Die Hochzeitfeierlichkeiten haben bei den Morlaken viel Aehnliches mit denen der nahen Völker. Aus mehreren Töchtern eines Hauses heirathet immer die älteste zuerst, wenn sie nicht durch eine Krankheit, oder ein körperliches Gebrechen zum ehelosen Stande verdammt ist. Doch stimmt mit dieser Angabe Hacquets die des Abt Fortis nicht

ganz überein, der sich so darüber äußert: „Es ist bei diesem Volke häufig der Fall, daß ein junger Mann aus einem sehr entfernten Dorfe ein Mädchen zur Ehe begehrt. Diese Ehen werden bloß zwischen den Aeltern der theilnehmenden Familien unterhandelt und beschlossen, ohne daß sich die zukünftigen Eheleute jemals gesehen haben. Die Ursachen dieser fernen Ehen ist nicht die Seltenheit der Mädchen eines Dorfes oder einer Gegend, sondern vielmehr nur das Bestreben, sich mit einer Familie zu verbinden, die zahlreich ist, und sich durch eine Reihe muthiger Männer Muth erworben hat. Der Vater oder ein alter Verwandter des Jünglings begehrt das Mädchen oder vielmehr eine Tochter eines solchen Hauses; denn die Wahl ist meistens nicht voraus bestimmt. Man führt ihm alle Töchter des Hauses vor, und er wählt nach seinem Geschmacke, doch ehrt er fast immer das Vorrecht der ältern Tochter.“

Gewöhnlich ist man in der Wahl des sich darbietenden Freiers nicht schwierig. Nicht selten giebt ein

Morlake nach dem Beispiele der hebräischen Väter, seine Tochter einem seiner Knechte oder auch dem ärmsten Tagelöhner, „so wenig Werth legt man in diesem Lande auf die Weiber,“ meint Fortis.

Die Begleiter des Bräutigams, so fährt Sacquet fort, heißen Swati; sie sind gewöhnlich zu Pferde und stattlich gerüstet. Auf ihren Mühen haben sie einen zierlichen Federbusch von Pfauenfedern; sie sind so ganz bewaffnet, als hätten sie das Ansehen, auf ihrer Hut zu seyn; denn so bringt es die alte Sitte mit sich. — Der angesehenste Swati heißt Stariswati, der hier wie bei den Wenden der Staraschina alles anordnet; sein Gehülfe ist der Stachez, und sein Diener ist der wahre Ceremonienmeister, der Chinus, der den Zug zur Kirche besorgt. Der Bräutigam reitet zwischen zwei Diveri, die Braut zwischen den Swateni voraus, zieht eine seidene Fahne, auf deren Spitze ein Apfel steckt. Die alte Sitte bewaffnet zu seyn, rührt davon her, weil wirklich einst unter diesem Volke eben solche Gefechte nicht selten waren, derglei-

chen nach der griechischen Mythe die Hochzeit des Pirithous durch den Kampf der Centauren und Lapithen störten; denn, wenn sich mehrere um die Hand eines Mädchens bewarben, so rangen sie um dieselbe in Angriffen der Behendigkeit, der Geschicklichkeit, oder selbst der Lebhaftigkeit des Geistes und oft entstanden dabei blutige Auftritte.

Es giebt in diesem Fache ein altes illyrisches Gedicht auf die Heirath des Woivoden, Sanko von Sebigne, dessen Inhalt folgender ist: er hatte Sagna von Temeschwar zur Ehe verlangt. Die Brüder seiner Auserwählten bezechten ihn und schlugen ihm nun eine Prüfung seiner Geschicklichkeit vor, deren günstiger Ausgang ihm die Hand ihrer Schwester, deren ungünstiger aber ihm den Tod bringen sollte. Zuerst pflanzten sie (so erzählt das Gedicht) in den Boden eine Lanze, auf deren Spitze ein Apfel steckte, lächelnd sagten sie ihm: Sanko! dieser Apfel sey dein Ziel; wenn ihn dein Pfeil nicht durchbohrt, so falle als Preis deiner Vermessenheit dein Kopf.“ — Sanko bestand diese Prüfung, aber

zwei nur wurden ihm vorgelegt. Man befahl ihm über neun vorgeführte Pferde in einem Sprunge wegzusehen, und als letzte Prüfung wurde ihm aufgegeben, unter neun verschleierten Jungfrauen seine Zukünftige zu erkennen. Der Gebrauch ließ es dem Freyer zu, sich durch wen immer, der den schrecklichen Glückumschlag des Mißlingens auf sich nehmen wollte, ersetzen zu lassen. Statt Sanko's unternahm es sein Neffe Bekulo, die letzten zwei Prüfungen zu bestehen. Bekulo sprang über die neun Pferde weg; und auch aus der letzten, der schwierigsten Versuchung, zog er sich mit vieler Geschicklichkeit. Als er vor die neun Jungfrauen geführt wurde, breitete er seinen Mantel auf die Erde, warf eine Handvoll goldener Ringe darauf, und rief mit schrecklicher Stimme: „Nähere dich, o du liebenswürdige Jungfrau! Sanko's Verheißene, und lies die Ringe auf. Würde es aber eine Andere wagen, ihre Hand auszustrecken, so werde ich ihr mit einem Streiche dieses Schwertes zugleich den Kopf und den Arm weghauen.“ Durch diese unartigen Worte erschrafen die Achte,

aber Sanko's Auserwählte zauberte, nicht die Ringe aufzulesen, und so entdeckte sie Beſulo durch diesen wiſigen Kunstgriff. — Noch ſieht man in dieſem Lande grob gearbeitete halb erhobene Arbeiten, welche Gebräuche dieſer Art darſtellen.

Nach der ehelichen Einſegnung wird geſchoffen, Glück gewünscht, und man beobachtet noch eine Sitte, welche bei den alten Römern gewöhnlich war. Man bringt den Neuvermählten ein Sieb oder einen Korb voll Nüſſe oder Mandeln, von denen ſie zuerſt dem Swati austheilt, dann aber den Reſt unter die Gäſte auswirft, zum Zeichen des einſt im Hauſe herrſchenden Ueberflusses. — Am erſten Tage ſpeiſet die Neuvermählte an einem abgeſonderten Tiſche mit dem Diveri und Stachez, an einem anderen ſpeiſet der junge Ehemann mit dem Swati und dem Stariswati, ſeinen Begleitern. Die Reihe der Speiſen iſt hier eine der gewöhnlichen ganz entgegengeſetzte; denn zuerſt trägt man Früchte und Käſe, zuletzt aber die Suppe auf. Selten ſind dabei Weiber zu Gaſte geladen, und iſt dieſer Fall, ſo ſpeiſen

sie an einem abgesonderten Tische. — Unter den im Ueberflusse aufgetragenen Fleischspeisen ist das gewöhnlichste Fleisch das der Ziegen, Lämmer und des Geflügels, manchemahl Wildpret, selten Kalbfleisch, das man bei jenen Morlaken, die an den alten Sitten haften, nie sieht. Diese Abneigung gegen das Kalbfleisch schreibt sich aus den ältesten Zeiten her, und schon der heilige Hieronymus spricht davon mit folgenden Worten: „aber bei uns wird es für eine Missethat gehalten, Kälber aufzuessen.“ (At in nostra provincia scelus putant, vitulos devorare.)

Die Hochzeitfeierlichkeiten heißen Sdravizze (wovon sich nach Fortis das italienische Wort Stravizzo, Gastmahl, Freudenfest, herschreiben soll); sie dauern selten mehrere Tage, und in diesem Falle bringt die junge Frau an jedem Morgen den Gästen das Waschwasser, wofür diese in das Waschbecken etwas Geld, welches der jungen Frau bestimmt ist, legen. Noch erwirbt sie sich etwas Geld dadurch, daß sie die Mützen, die Messer und andere Sachen

der Gäste versteckt, welche diese wieder auslösen müssen; endlich macht ihr jeder Gast irgend ein freiwilliges Geschenk; und so wird ihre Mitgift, die gewöhnlich nur in ihren Kleidern und einer Kuh besteht, doch um etwas vermehrt.

Nach der Mahlzeit folgt ein Tanz und Gesänge, in denen man heidnische Gottheiten, deren Andenken selbst das so alte Christenthum nicht auslöschen konnte, besingt.

Ist am ersten Tage die Stunde des Schlafengehens für die Neuvermählte erschienen, so sorgt der Kuum, der Familienvertraute, dafür. Er führt seine Mündel zur Ruhestätte, läßt die Stachel, die zwei Diveri hinausgehen, und bleibt mit den Neuvermählten allein. In Gegenwart des Kuums löst die Braut ihren Gürtel, und muß sich bis auf das Hemde entkleiden, nun bringt er sie auch zu Bette, und sagt den Eheleuten sein Lebewohl. In manchen Gegenden nimmt er noch, kurz vor dem Weggehen, von dem Kopfe der Braut die jungfräuliche Krone mit seinem Säbel herab (wie bei den Wenden). —

Der Kuum selbst, oder ein Swati, bleibt vor der Thüre stehen, bis er vom Bräutigam durch einen Pistolenschuß vernimmt, daß er die Jungfrauschaft unverletzt gefunden habe, worauf die Swati mit mehreren Gegenschüssen antworten. Beim Gegentheile sind alle Feierlichkeiten plötzlich zu Ende.

So wird der Kuum ein Verwandter, den die Ehefrau in der Zukunft immer verehren muß; auch er hat das Recht, und ist sogar verpflichtet, sie bei jeder Begegnung zu umarmen. — Obgleich der Staches und die Diveri nichts anderes thun konnten, als daß sie die Neuvermählte verließen, so macht man ihnen doch scheinbar ein Verbrechen daraus, und um sie dafür zu bestrafen, sind sie gezwungen, mehrere Gläser voll Raffia oder Branntwein bis auf den Boden zu leeren.

„Am folgenden Tage (so erzählt Fortis) legt die junge Frau ihren Schleier und ihre Haube ab, und wohnt mit bloßem Kopfe der Mahlzeit des Swati bei; hier muß sie die größten Zweideutigkeiten und kahlsten Späße anhören, die sich die betrunkenen Gäste mit

Beseitigung jeder Art von Schicklichkeit bei dieser Gelegenheit für erlaubt halten.“ — Einer der seltsamsten Gebräuche ist jener, mit welchem die Braut ihr älterliches Haus verläßt. Ihre Kellern übergeben sie dem Schwiegersohn, während sie ihm die schlimmen Eigenschaften der Braut mit seltsamer Uebertreibung aufzählen. Sie sagen ihm: „Du hast Unrecht, keinen so schlimmen Gegenstand zu nehmen; aber wenn du dich nun einmal mit demselben beladen willst, so vernimm auch, daß sie nichts taugt, daß sie eigensinnig, grillenhaft, hartnäckig ist u. dgl.“ Doch alles dies geht noch hin, denn diese schlimmen Beschreibungen sind gebräuchliche Redensarten, aber die Antwort des Mannes ist gar nicht erbaulich; denn die Herren Morlaken sind als Männer bekannt, die solchen Verbindungen entsprechen. „Wohl- an, sagt der Mann, wenn du so beschaffen bist, so werde ich dich schon zu Rechte zu bringen wissen, und ich will dich daher im voraus die Stärke meines Armes erkennen lassen.“ Bei diesem Worte nimmt er eine Stellung an, als schlänge er sie, und begnügt

sich nicht immer, es nur bei der drohenden Geberde
bewenden zu lassen. Diese rohe Sitte gilt bei allen
illyrischen Völkern, auch selbst bei den Russen für
einen Beweis der Liebe; ihre Weiber ertragen es
lieber, geprügelt, als vernachlässiget zu werden.

„Gewöhnlich scheinen, so bemerkt Fortis, die mor-
lakischen Weiber und die Bewohnerinnen der nahen
Eilande (nur nicht die der Städte) darüber nicht ver-
drießlich zu seyn, daß sie von ihren Männern, ja
sogar manchmahl von ihren Liebhabern Stock-
prügel empfangen.“

Plan der Stadt und Gegend von Spalatro.

Wenn man von der Seeseite herkommt, so findet man die Bucht von Spalatro auf der einen Seite durch ein leidlich hohes Cap, das Punta di San Stephano heißt, auf der Andern durch eine Art von Vorgebirge geschlossen, auf welchem man noch immer die Trümmer einer Befestigung sieht, welche die Festung delle Boticelle heißt. Dies Fort vertheidigt die Erdzunge, durch welche das Vorgebirge mit dem festen Lande zusammenhängt, und daher befestigte Theil das Land beherrscht, so scheint er deshalb erbauet worden zu seyn, um den Feind zu hindern, daß er nicht im Falle einer Belagerung diese Stelle besetzt, wodurch die Verbindung Spalatro's mit dem Meere abgeschnitten werden könnte. Die Festungswerke waren jedoch unbedeutend und er-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



hielten ihren Hauptvorthail durch die erhabene Lage, von wo aus man die Ebene bestreichen konnte, die das Vorgebirge von dem hohen Berge trennt, auf welchem das Fort la Grippe erbauet ist. Sie bestanden aus einer einzelnen Mauer, die von einer unregelmäßigen und zwei Halbbastionen flankirt war.

Spalatro liegt unter dem $43^{\circ} 34' 30''$ NB. und unter dem $33^{\circ} 34' 30''$ der Länge, und ist der Sitz eines katholischen Erzbischoffs. Sie hat 12,000 Einwohner, welche Tuch- und Seidenzeugmanufakturen, Gerbereien und Rosogliobrennerei haben und Schiffarth und Fischerei treiben. Sie hat einen Hafen und treibt einen bedeutenden Handel. Der größte Theil der Stadt liegt innerhalb der Mauern, welche einst Diocletians Palast einschloß.

Ansicht von Spalatro und dem Lazareth.

Am Eingange der Bucht entdeckt man Spalatro, und man kann sich kaum etwas Anziehenderes denken als diese Ansicht. Die erste Reihe von Gebäuden, welche ins Auge fällt, sind die hohen und langen Mauern, welche das Lazareth einschließen. Auf der einen Seite reichen sie bis an den großen Molo, welcher den Hafen umgiebt und auf der Andern vereinigen sie sich mit den Festungswerken der Stadt und scheinen für sich selbst ein großer und furchtbarer Wall zu seyn, mit dem man einen Versuch gemacht hat, diesen Theil von Spalatro zu sichern. Borne und am Rande des Rays, der längs dem Hafen hin- geht und zwischen dem großen und kleinen Molo hina- läuft, erscheinen mit unbeschreiblicher Majestät die erhabenen Ueberreste des langen und großen Säulen-



Cassas del.

Gerstner sc.

Ansicht von Spalatro, und des Lazareths.

gangs, welcher die Seite des Pallastes des Diocletians nach der See zu verzierte. Man bekommt sogleich eine Idee von diesem Coloss der Baukunst, besonders ist dies bei denen der Fall, welche wissen, daß dieser Säulengang nur Eine von den schmalen Seiten des Parallelogramms einnimmt, das diesen Pallast bildete. Ueber diesen Säulengang hin entdeckt man mit einiger Schwierigkeit die Dächer der neuern Gebäude, welche innerhalb der Mauern des Pallastes erbauet sind, aber mit Vergnügen sieht das Auge, wie sich aus dieser ungeheuren Masse von Trümmern ein viereckiger Thurm erhebt, der fünf Stockwerk hoch und mit verschiedenen Ordnungen der Baukunst verziert ist. Dies ist der Thurm der Hauptkirche (oder des Duomo), der sich ebenfalls innerhalb der Mauern des Pallastes befindet; während sich an der Ecken der Ecken dieses Gebäudes die dicken Seiten eines andern düstern und mit Schießscharten versehenen Thurmes erheben, dessen gothischer Anblick eine traurige Erinnerung an die barbarischen Vandalen erweckt, welche das weltbeherrschende Volk

fast von der Erde vertilgten, so wie an jene großen Monarchen, welche selbst noch im Unglücke Denkmäler errichten konnten, die andere Reiche kaum mitten in ihrem Glanze zu Stande zu bringen vermochten.

Links ist die Stadt offener, und sinkt unter den Gesichtskreis, während der Anblick der bescheidenen Dächer der einfachen Bürger die Seele über den traurigen Eindruck zu trösten sucht, welchen die Ansicht der Ruinen des Kaiserpallastes, des Lazareths und der Fundalthürme, dieser stummen Zeugen der unseligsten Geiseln des Menschengeschlechts, der Pest, des Krieges und des Stolzes, auf den Zuschauer gemacht hatte. Allein indem man durch die Bäume, mit denen die Wälle beschattet sind, die Mauern erblickt, die die Vertheidigung von Spalatro ausmachen, und deren beide äußerste Enden sich am Ufer endigen, erstreckt sich der Anblick auf eine angenehme Weise über die unregelmäßig vereinigten Häuser, welche auf der einen Seite die Vorstädte Lucio, und auf der andern Borgo grande ausmachen. Hier ist die Natur immer groß, selbst an der Seite

Alles dessen, worin der Mensch größer zu scheinen gesucht hat. Was sind die gigantischen Trümmer von Spalatro gegen den Berg, dessen Fuß die Wellen der Bucht zurückzutreiben scheint, während sein Gipfel den Stürmen Troß bietet? Was ist Spalatro selbst an der Grundlage dieses großen Bergs, auf dessen Gipfel das Mißtrauen und die Wuth der Menschen die Bollwerke des Kriegs erbauet haben? Wenn man also in die Bucht einläuft, so erblickt man auf der einen Seite den hohen Berg Marigliano oder Margliano; auf der andern das Vorgebirge und seine Abdachung; weiterhin den Felsen, auf welchem das Fort la Grippe steht; im Thale Spalatro, sein Lazareth, seine Ruinen und seine Thürme; am Horizonte die Gebirgskette des Landes der Morlaken: dies sind die Massen, welche dem Wanderer auf einmal in die Augen fallen, und ihn an den vergänglichen Zustand seiner Macht, an die unermüdete Zerstörung der Zeit und an die Kühnheit der wilden Natur erinnern.

Spalatro war sonst Einer der Schlüssel des
V. Theil.

venetianischen Dalmatiens. In den geschichtlichen Denkmälern, welche fünf bis sechs Jahrhunderte zurückgehen, heißt es *Spalatum*, *Spaletum* und *Aspalatum*. Ich habe so eben bemerkt, daß diese Denkmäler fünf bis sechs Jahrhunderte alt sind, und in dieser Hinsicht scheine ich (*Cassas*) den Angaben unserer *Encyclopädie* zu widersprechen, welche ihr Alter bloß auf vierhundert Jahre angiebt, aber ich muß bemerken, daß die Herausgeber der *Encyclopädie* bei dieser Gelegenheit *Spon's* Worte buchstäblich abgeschrieben zu haben scheinen. Nun schrieb oder reiste *Spon* 1674 und die *Encyclopädie* erschien erst hundert Jahre nach ihm, und nach dieser Berechnung muß folglich die Angabe jetzt fünfhundert Jahre heißen. *Spon* glaubt, daß der Name der Stadt von dem lateinischen Wort *Palatium* herühre, welches man diesem Ort, besonders wegen des Pallastes des *Diocletians* gegeben hat, der, wie wir sowohl aus örtlichen Sagen als aus den Schriften des *Constantinus Porphyrogenitus* erfahren, bloß eine Stunde von *Salona*, dem Geburts-

orte dieses Kaisers entfernt war. Diese Meinung wird durch die Genauigkeit der Entfernung bestätigt, welche selbst noch jetzt zutrifft, und widerlegt den Irrthum derjenigen Gelehrten, welche behauptet haben, Spalatro sey das alte Epetium, dessen Ruinen doch sieben Meilen (mille) davon liegen.

Als Handelsplatz war Spalatro für die Republik Venedig eine Stadt von großer Wichtigkeit. Sie war der Stapelplatz des Handels, der mit den Türken zu Lande getrieben ward; alle Carawanen, welche aus der Türkei kamen, nahmen ihren Weg hierher, wo sie ihre Waaren abluden, die von da zur See nach Venedig geschickt wurden, welche Stadt sie in ganz Europa verbreitete. Diese Carawanen sicherten ihr nicht bloß den Handel und den Verkehr mit dem festen Lande, sondern die Sicherheit und Bequemlichkeit ihres Hafens gestattete auch den größten Rauffartheschiffen, darin vor Anker zu gehen, und verschafften ihr auf diese Art den vortheilhaftesten Ausfuhrhandel nach den griechischen Inseln, nach Aegypten und der ganzen Levante.

Dieser stete Verkehr zwischen den Morgenländern und den Einwohnern von Spalatro war die Veranlassung, warum man das Lazareth bauete, das sicherlich Eines der schönsten Gebäude dieser Art in irgend einer Seestadt von Europa ist.

Der Commissions- und Stapelhandel dieser Stadt begreift eine große Menge Artikel, welche sie aus der Türkei und den benachbarten Provinzen, aus Bosnien, Croatien, und der Herzogowina, erhält. Dahin gehören unter Andern Eisenwaaren, Kupfergeschirre, grobe Decken, rohe Wolle, Feder, Baumwolle, Getraide, Seide, Sperment, Wachs, getrocknete Früchte und verschiedene Arten von Hülsenfrüchten. Lange Zeit hindurch kamen nicht bloß die Venetianer, sondern auch die Bewohner der übrigen Staaten von Italien, die Barbaresken, ja sogar die Spanier und Franzosen, nach diesem Hafen und kauften die erwähnten Artikel; allein die Entdeckung von Amerika und der Weg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung gaben dem Seehandel eine ganz andere

Richtung. Dies bewirkte auch eine Veränderung im Handel von Spalatro, der sich nach und nach verminderte, ohne jedoch ganz aufzuhören; denn noch jetzt herrscht, mit Ausnahme von Triest, unter allen Seestädten an dieser Küste zu Spalatro der größte Handelsverkehr.

Der Reichthum, den ein ausgebreiteter Handel verschafft, hat einen bedeutenden Einfluß auf die Sitten, die aus einer Verbindung von Luxus, Höflichkeit und Artigkeit bestehen. Die Einwohner von Spalatro sind gegen Fremde zuvorkommend, freundlich und gastfrei, und scheinen einen großen Werth auf die Arbeiten zu legen, welche neugierige und gut unterrichtete Reisende und Künstler unternehmen, um die Denkmäler ihrer Stadt zu untersuchen. Es freuet sie, wenn man von der Pracht dieser Ueberreste spricht und sie lassen es sich ängstlich angelegen seyn, die kleinsten Umstände zu erklären. In ihren Gesprächen über diese Gegenstände scheinen sie Wohlgefallen an Männern zu finden, welche eine vollkommene Geschichtskenntniß besitzen. Man kann

sagen, sie besitzen wenig von der Prahlucht, durch welche sich die Ciceroni in Italien auszeichnen, aber mit Recht muß man gestehen, daß man ihnen auch nicht die Unwissenheit der Rehten verwerfen kann. Sie haben über die meisten Gegenstände nachgedacht, und es giebt wenig Zweifel, die sie nicht auflösen könnten; sie hören wenig Einwürfe, die sie nicht auf eine gelehrte Art zu beantworten wüßten. Es versteht sich jedoch, daß ich bloß von der Classe von Leuten spreche, die eine freisinnige Erziehung erhalten haben; denn das Volk, das hier arbeitssamer ist, als an irgend einem Orte in Dalmatien, giebt sich bloß mit dem Handel, mit Gewerben und Schiffarth ab. Seine Kenntniß beschränkt sich daher auf die Mittel, welche durchaus zu seinen Beschäftigungen nothwendig sind, allein die allgemeine Artigkeit der Einwohner von Spalatro rührt größtentheils von dem steten Verkehr mit Fremden her. Die meisten Reichen schicken ihre Kinder nach Venedig, Rom, Padua, Wien, ja selbst nach Göttingen und Holland. Auf diese Art erhal-

ten sie frühzeitig nicht bloß eine Kenntniß von den ersten Anfangsgründen der Wissenschaften von geschickten Lehrern, sondern sie bekommen auch eine Vorstellung von den Sitten verschiedener Nationen: Vorstellungen, deren Erwerb in der Jugend für jedermann nützlich ist, und die zur Vernichtung der Nationalvorurtheile beitragen; auf der andern Seite bereichern sie den jugendlichen Geist mit dem, was er in Hinsicht Anderer zu wissen braucht, und lehren ihn durch Vergleichung in ihrem Vaterlande bloß das schätzen, was sich auf gute Grundsätze stützt.

Diese verschiedenen Eigenschaften sind jedoch, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit einer Art venetianischen Firnisses überdüncht, der für ihre Offenherzigkeit etwas nachtheilig ist, und ihnen eine Art von Glitterpuß oder gezielter Einförmigkeit leiht, welche sie etwas, besonders in den Augen eines Franzosen, herabwürdigt. Ihr Betragen ist außerordentlich ceremoniös; ihre Etikette ist ermüdend und ihre Ausdrücke von Ehrfurcht sind unerschöpflich. Man weiß recht gut, daß die Sitten der Hauptstädte

in den Provinzen in lächerliche Ziererei ausarten. Nimmt man jedoch diese kleinen Unannehmlichkeiten aus, so fand ich hier alle Weisheit und Festigkeit des Geistes, welche die ehemalige Regierung der Republik Venedig auszeichnete.

Die Frauenzimmer zu Spalatro sind im Ganzen genommen schön, und haben sich beinahe ganz an die Gebräuche der italienischen Weiber gewöhnt; nur genießen sie etwas mehr Freiheit, vorzüglich in Vergleichung mit den Frauen auf der Insel Sicilien. Sie haben einen sehr großen Hang zum Tanzen, zur Musik und zur Gesellschaft. Ihre Buth zum Luxus ist außerordentlich groß, und der Pug ist ihre erste und wesentlichste Angelegenheit. Allein mit diesen Neigungen, die sie mit allen Weibern überhaupt gemein haben, verbinden sie ehrwürdige Eigenschaften: sie sind gute Mütter, aufrichtige Freundinnen und getreue Eheweiber. Spalatro ist selten der Schauplatz von den ärgerlichen Anekdoten, welche in dem Hange zur Verschwendung ihren Grund haben.

Im Anfange des zwölften Jahrhunderts kam Spalatro unter die Herrschaft der Venetianer. Die katholische Religion war schon seit mehreren Jahrhunderten daselbst eingeführt; im J. 650 wurde die hiesige Kirche schon zum Erzbisthum erhoben. Sein Erzbischof führt den Titel Primas von Dalmatien und Croatien, aber trotz diesem pomphaften Titel steht er doch unter dem Patriarchen von Venedig.

Spalatro ist in zwei Theile getheilt: der Erste liegt innerhalb des Umfangs der Mauern des Pallastes des Diocletians; der Andere steht nordwestlich von diesem Pallaste und ist von den Mauern der alten Festungswerke eingeschlossen, welche beim Thore San Rainerio anfangen und sich zwischen dem kleinen Molo und dem großen Thurme vor dem Gesundheitsamte endigen. Zufolge der letzten Kriege hat man für nöthig gehalten, diese Festungswerke zu erweitern, jedoch bestehen sie bloß aus einem einfachen Walle, mit drei Bastionen und zwei Halbbastionen ohne Gräben, Außenwerke und Glacis.

Genseits dieser Wälle folgen die Vorstädte in folgender Ordnung: wenn man die Kirche des heiligen Franciscus verläßt, welche am Ufer der Bucht an Einem der äußersten Enden der Stadt liegt, so gelangt man in die Vorstädte Borgo = Grande, Pozzo, Marcusio, und zuletzt Lucio, die am andern Ende liegt, und deren Häuser sich bis Punta delle Boticelle erstrecken. Die Citadelle la Gri ppe, so wie die Stadt, hat keine Außenwerke und besteht aus einem Walle, mit fünf unregelmäßigen Bastionen flankirt; auf der innern Seite ist ein zweiter Wall oder vielmehr eine Art von Sägewerk, dessen Kehle offen ist.

Der größte Theil der Kaufleute wohnt in der zweiten Hälfte der Stadt, ob sich schon die schönsten Häuser innerhalb der Mauern des Pallastes des Diocletians befinden. Hier liegt die Hauptkirche, der Pallast des Erzbischofs und mehrere andere ansehnliche Gebäude. Der Markt, das Spital und mehrere Klöster befinden sich im andern Theile der Stadt. Die Regierung von Venedig unterhielt hier bloß

eine schwache Besatzung, die höchstens aus einigen Compagnien Reiterei und Fußvolk bestand, und zur Aufrechthaltung der Polizei bestimmt war. In der Festung Glissa hatten die Venetianer ihre größte Macht in diesem Theile von Dalmatien, weil sie die Defileen beherrscht, durch welche die Türken nach Spalatro kommen konnten, die die einzigen Feinde waren, welche sie seit langer Zeit in dieser Gegend zu fürchten hatten.

Hauptansicht des Pallastes des Diocletians.

Ob schon zu Spalatro noch eine ungeheure Menge von Ueberresten des prächtigen Pallastes des Diocletians vorhanden ist, welcher Eines der größten Ueberbleibsel aus dem Alterthume in Europa ist, so muß man doch bedauern, daß man den Einwohnern erlaubt hat, neue Gebäude im Innern dieses Pallastes anzulegen: denn dieser Umstand hindert nicht nur eine genaue Untersuchung seiner ursprünglichen Eintheilung, sondern ist auch Ursache gewesen, daß man seine prächtigen Materialien zum Bau neuer Häuser gebraucht hat. Die Einwohner von Spalatro haben nicht bloß die Ruinen ihrer Stadt benutzt, sondern auch die schönen Ueberreste von Salona zum Bau von Häusern gebraucht.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



Cassas del.

Haupt-Ansicht des Pa



J. Gerstner sc.

Uafles von Diocletian.

Der Pallast des Diocletians war ein Parallelogramm und 630 Fuß lang und 510 Fuß breit. Man ist der Meinung, seine Hauptfacade sey die, welche nach der See zugienge. Sie war mit dem prächtigen Säulengange verziert, der beinahe noch ganz ist und der aus funfzig Säulen bestand; jetzt stehen bloß noch zwei und vierzig aufrecht. Dieser Säulengang bildete eine fünf und zwanzig Fuß breite Gallerie; ihre Länge nahm die ganze Vorderseite ein, und im Innern dieser Gallerie waren die Zimmer, welche ausschließlich vom Kaiser bewohnt werden. Der Eingang in diesen ungeheuern Pallast gieng, wie noch jetzt, durch drei Hauptthore. Das Erste ist an der nördlichen Fronte, und heißt das goldene Thor (porta aurea); die beiden Andern befinden sich an der Ost- und Westfacade; ihre Namen, wenn sie eigenthümliche Benennungen gehabt haben, sind nicht auf die Nachwelt gekommen. Jedes von diesen Thoren hatte zwei achteckige Thürme, deren Höhe nicht größer als jene des Gebäudes überhaupt war. An jeder Ecke des Pallastes stand auch

ein viereckiger Thurm. Jeder von diesen Thürmen war achtzehn Fuß höher als die Mauer. Zwei davon enthielten vier Stockwerke; die Andern hatten bloß drei. Dieser Unterschied rührte von der Höhe der Fagade her, welche nebst dem Säulengange vier und siebenzig Fuß hoch war; die übrigen drei Fronten hatten bloß eine Höhe von fünf und funfzig Fuß, so daß die beiden Thürme, welche den beiden Enden des Bogenganges gegenüber standen, nothwendig höher als die waren, welche an den entgegengesetzten Winkeln standen. Endlich war im Innern zwischen den achteckigen Thürmen der Thore und den Thürmen der Winkel noch ein viereckiger Thurm, dessen Höhe jedoch nicht über die Höhe der Mauern gieng. Die Gesamtzahl dieser verschiedenen Thürme betrug sechzehn, weil die Borderseite des Bogenganges keine andern hatte, als diejenigen, welche ihren beiden äußersten Enden gegenüber standen.

An der innern Seite war längs der Mauer der nördlichen, östlichen und westlichen Fagade ein großer Porticus errichtet, der bloß durch die massiven

Seiten der drei Thore unterbrochen ward, an deren Rückseiten die Treppen angebracht waren, welche zu den obern Zimmern führten. Wenn man durch das goldene Thor kam, so erschien in der Fronte eine große Straße, die durch einen großen Porticus gebildet ward, und sich bis zu dem Peristyl des eigentlich sogenannten Pallastes oder des Theiles erstreckte, der vom Diocletian bewohnt war. Diese Straße wird beinahe in der Mitte des ganzen Gebäudes rechtwinklicht von einer andern eben so breiten Straße durchschnitten, die ebenfalls mit einem Porticus verziert war, und die sich vom östlichen Thore bis zum westlichen erstreckte. Wenn man also z. B. durch die goldene Pforte hereinkam, so hatte man rechts und links zwei große Reihen Gebäude vor sich, die sich zwar in ihren Verhältnissen, aber nicht in ihrer innern Eintheilung gleich waren; auf zwei Seiten waren sie von dem eben erwähnten Porticus umgeben; dagegen waren die beiden andern Seiten, welche nach den äußern Mauern des Gebäudes gien- gen, durch große Höfe abgesondert, die zwischen die-

sen Gebäuden und dem allgemeinen Porticus lagen. Von diesen zwei Gebäuden war jenes rechts für die Frauenzimmer bestimmt; dasjenige links aber wurde von den vornehmsten Dienern im Dienste des Kaisers bewohnt.

Wenn man vor diesen Gebäuden vorbei ist, und die Queerstraße verlassen hat, so befindet man sich in einem prächtigen Säulengange, der sich an den Treppen und an der Vorderseite des Peristyls endigte. Zwischen den Säulen erschienen da auf der einen Seite der Tempel des Aesculapius, und auf der andern der Tempel des Jupiters, welche beide noch ganz sind. Wenn man in das große Gebäude oder den von dem Diocletian bewohnten Theil gehen wollte, so stieg man auf einer Treppe in das eben erwähnte Peristyl hinauf; die Fronte dieses ruhte auf vier Säulen und führte in einen zirkelförmigen prächtigen Vorsaal, der ganz vortrefflich in Ansehung seiner Verhältnisse eingerichtet war, und der das Licht durch seine Kuppel erhielt; er war mit vier Nischen verziert, welche Bildsäulen

enthielten. Der Thüre, welche zu diesem Vorsaale führte, gegenüber war die, durch welche man in den vornehmsten Saal des Pallastes gelangte. Dieser war 95 Fuß lang und 75 Fuß breit; rechts und links trugen sechs Säulen von sehr großer Höhe, das Gewölbe oder die Decke dieses Saals, und ließen auf jeder Seite zwischen sich und der Mauer eine Art von Seitenweg oder Gang, der nicht ganz so lang als der Saal war und an dessen Ende zwei Wendeltreppen waren, welche zu den unterirdischen Theilen und nach einer Hinterthür des Pallastes führten, welche nach dem Seestrande hingieng. Dieser große Saal hatte eine breite majestätische Thür, durch die man in die große schon erwähnte Gallerie kam; der Saal hieß das Atrium.

Alle Palläste der Römer enthielten solche Säle, welche einen gleichen Namen führten. Nur stimmen die Schriftsteller in Ansehung der Beschaffenheit dieser Zimmer nicht mit einander überein, alle aber sind darin einig, daß das Atrium am Eingange der Palläste und großen Häuser gelegen habe. Einige

sind jedoch der Meinung, daß es eine Art von Hof gewesen, welcher sich vor dem Vorsaale befand. Andere dagegen sehen es für den Vorsaal selbst an. Endlich behaupten auch Mehrere, es sey der Saal, welcher vor dem Vorsaale vorausgegangen; so viel ist jedoch gewiß, daß sich das Atrium von den Höfen dadurch unterschied, daß es bedeckt war und am Eingange der Wohnungen lag. Als in der römischen Republik noch die Tugenden in Ehren standen, brachten oft die Familienmütter, die römischen Damen, ihre Zeit in diesem Saale zu, wo sie sich unter ihrer zahlreichen Bedienung beschäftigten und zugleich ihre Kinder und ihr Hauswesen besorgten. Im Winter ward das Atrium geheizt. In der Folge, als der Luxus die beunruhigendsten Fortschritte machte, welche Rom in Sklaverei und Verderben stürzten, ward das Atrium den Anhängern und Sklaven eingeräumt, welche da auf Befehle ihrer Herren warteten. Hier versammelte sich der Schwarm von Klienten, welche den Consuln, den Senatoren, den Obrigkeiten und Tribunen auf den Straßen zur Begleitung dienten,

und wartete da, bis sie ausgiengen. Die Kaiser kamen ins Atrium, um darin den Abgesandten der fremden Könige und Fürsten Audienz zu ertheilen und die stolzen Patricier schmückten es mit den Bildnissen ihrer Vorfahren, die Heerführer mit den Trophäen ihrer Siege und die Proconsuln mit der Beute der Provinzen und dem Ertrage ihrer Raubsucht aus. Ueberhaupt waren die Decken mit Purpur behangen, und die Säulen, welche diese trugen, waren von Porphyr, Granit oder andern noch köstlichen Marmorarten. Kurz, der Pomp oder die Einfachheit des Atrium war ein sicheres Kennzeichen der Taster oder Tugenden des Herrn des Pallastes, und wenn man in diesen Theil des Gebäudes kam, so erhielt man eine ziemlich richtige Vorstellung von seinem Stolze, seiner Einfachheit oder seinem Geize. Aus der ungeheuern Größe dieses Pallastes kann man sich eine richtige Vorstellung von den Mitteln machen, welche Diocletian zur Aufbewahrung des Andenkens an seine ungeheure Macht, so wie an seinen unvertilgbaren Sang zu großen und majestätischen Denkmä-

lern brauchte, deren letzte Ueberreste zu Spalatro jetzt den Gegenstand des Erstaunens und der Bewunderung ausmachen.

Die beiden Theile des Pallastes, welche sich auf der rechten und linken Seite des Atrium befanden, waren in ihrer Einrichtung einander genau ähnlich, und aus diesem Umstande läßt sich schließen, daß der Kaiser jede Abtheilung abwechselnd, vielleicht nach der eingeführten Etiquette, bewohnte, die sich auf die Veränderung der Jahreszeiten gründete; entweder aus einem Vorurtheile, das in diesen entfernten Zeiten herrschte, oder aus religiösem Aberglauben, der sich auf die Verehrung der Gottheiten bezog, nebst den Ceremonien, mit denen wir nicht bekannt sind. Dieser letzte Grund läßt sich mit Recht annehmen, da Eine von den Abtheilungen den Tempel des Aesculapius, die Andere den Tempel des Jupiters enthielt, während die innern Zimmer durch einander unmittelbar zu diesen Tempeln führten.

Es ist hinreichend, eine Beschreibung von dem Einen dieser beiden Theile zu liefern, da der Andere

in Hinsicht seiner Form vollkommen ähnlich war. Der einzige Unterschied bestand in dem Namen, den man den Zimmern gab, welche ohnstreitig dem Gebrauche entsprachen, zu dem sie bestimmt waren. Aus der Eintheilung dieses Pallastes sollte man schließen, daß die Baukünstler der frühern Zeitalter keinen solchen Werth, wie wir, auf die majestätischen Verbindungen zwischen den großen Abtheilungen eines Gebäudes legten, welchen man jetzt den französischen Namen *enfilades* giebt.

Von den beiden Sälen des Gebäudes, welche auf jeder Seite des Atrium mit der großen Gallerie parallel liefen, war der Erste zu Concerten und theatralischen Vorstellungen; der Andere zu gewissen regelmäßigen Festen bestimmt; sie waren 85 Fuß lang und 58 breit, und ihre Decken ruheten auf 18 Säulen. Die Entfernung zwischen diesen Säulen und den Mauern betrug allenthalben zehn Fuß, so daß hinlänglicher Raum vorhanden war, um in dem Saale herum zu gehen oder Reihen von Stühlen für die Zuschauer zu setzen, während die Mitte zum

Vergnügen ganz frei blieb. Das Zimmer, das zu Festlichkeiten bestimmt war, war jedoch nicht das Einzige, das zu diesem Zwecke ausgewählt war; in der einen Hälfte der beiden ersterwähnten Zimmer gab es auch zwei kleinere, die jedoch noch immer von ansehnlicher Größe waren und die bloß zu Gastmählern dienten. Sie unterschieden sich durch die Namen der corinthische und der citische und hatten ihre Benennungen von ihren Verzierungen oder von der Beschaffenheit der Feste, die darin gefeiert wurden; aber auch diese waren noch nicht hinreichend; denn es gab an den Seiten der Letztern noch zwei andere viersäulige Säle, welche gleichfalls zu Festen bestimmt waren, und da sie sich am nächsten bei den beiden Tempeln befanden, so dienten sie ohnstreitig zu den Mahlzeiten, welche auf die Opfer folgten.

Weiterhin waren die warmen Bäder. Sie waren groß und bequem, und man stieg auf Stufen hinunter, welche an den vier Ecken angebracht waren; zu diesen Bädern gehörten drei Zimmer. Das

Erste war das Apodyterium, dessen Gebrauch, so wie dessen Name, von den Griechen entlehnt war; es war entweder der Platz, wo das warme Wasser zubereitet ward, oder den man zum Ringen oder zu gymnastischen Uebungen brauchte. Die Römer nannten es oft mit dem allgemeinen Namen Apodyterium, bisweilen aber auch Spoliarium, Tepidarium, Merium u. s. w. Diese Namen hatten jedoch noch andere Bedeutungen oder Ausnahmen. Wenn sie daher z. B. den Namen Tepidarium dem Apodyterium geben, so nahmen sie einen Theil für das Ganze; denn Tepidarium bedeutet die warme Eigenschaft des Bades oder überhaupt ein warmes Bad. Spoliarium war ebenfalls der allgemeine Name für alle Derter, wo sich die Römer in irgend einer Absicht auskleideten. So z. B. wenn Spoliarium auf die Bäder angewandt wurde, so gab man denselben Namen auch dem Orte, wo sich die Fechter auskleideten, um zu fechten, wie auch dem, wo die Bürger gezeißelt wurden, die zufälliger Weise jemanden in einer Entfernung von ihren

Häusern umgebracht hatten, so wie auch die Stelle, wo ein Unglücklicher von Meuchelmördern ermordet oder beraubt worden war.

Das schönste Apodyterium, das aus dem Alterthume bekannt ist, ist auf Diocletians Befehl erbauet worden; es gehörte zu den warmen Bädern, die auf seinen Befehl zu Rom errichtet wurden, und die noch jetzt seinen Namen führen. Es war ein großer Saal von länglicher Gestalt mit acht Seiten, von denen eine jede für sich halbzirkelförmig war; die Bogen, welche die Decke dieses Saales begrenzten, waren von sehr großer Höhe, und die Wände waren mit dem feinsten Marmor und den schönsten Verzierungen bedeckt.

Aber dies war ein öffentliches Gebäude, und das Apodyterium zu Spalatro, das bloß für den Kaiser und seinen Haushalt bestimmt war, hatte keine solche Pracht und brauchte auch keine. Es war ein einfaches Zimmer, an dessen Seite das Sphäristerium oder der Übungsplatz war, worin nach Plinius das Tennis oder Fünferspiel gespielt

ward. Man darf sich nicht wundern, daß dies Zimmer an die Bäder stieß, da es bekannt ist, daß sich die Römer vor dem Baden meistens mit körperlichen Übungen die Zeit vertrieben. Solche Bäder wurden bloß mit dem Schlusse des Tages gebraucht. Daher befanden sich verschiedene Zimmer in ihrer Nähe, die zu Abendmahlzeiten bestimmt waren. Das Abendbrod genossen die Römer gewöhnlich in der neunten Stunde ihres Tages, was unserm drei Uhr Nachmittags entspricht; ihre Mittagsmahlzeit fand um fünf Uhr, d. h. um elf Uhr Vormittags Statt. Dieses Mittagsbrod war jedoch eigentlich nichts weiter als ein leichtes Frühstück, und von so wenig Bedeutung, daß man es für eine Verlegung der feinen Lebensart hielt, Freunde dazu einzuladen.

Wir halten die Bäder, die man unmittelbar nach Tische nimmt, für die Gesundheit gefährlich, die Römer aber eilten dahin, sobald sie die Tafel verließen, besonders wenn sie bei derselben in der Unmäßigkeit ausgeschweift hatten. Wenn sie also dieselben als ein Beförderungsmittel der Verdauung

ansahen, so darf man sich nicht wundern, daß sie sich nach der Abendmahlzeit dahin verfügten.

In dem obern Stockwerke der warmen Bäder im Pallaste zu Spalatro, und in den daran stoßenden Zimmern befanden sich zwei andere Arten von Bädern, nämlich kalte und Dampfbäder. Die Letzten dienten zur Beförderung der Ausdünstung, und wenn sie die Badenden verließen, begaben sich diese in ein Zimmer, das jederzeit eine gleiche gemäßigte Temperatur hatte, um den Körper für die äußere Luft vorzubereiten. In diesem Stockwerke befand sich auch das Ruhezimmer des Kaisers, das aus drei halbzirkelförmigen Theilen bestand; in dem Einen befand sich sein Bett, in welches der Eingang ein Portikus war, der aus zwei Säulen und drei Bogen bestand. Diese waren mit Vorhängen von Purpur versehen, und trennten das Innere von der Gallerie, wo die Soldaten waren, welche zu seiner Wache bestimmt waren.

So war dieser prächtige Pallast zu Spalatro beschaffen, von dem wir hier eine Beschreibung zu

geben versucht haben, die jedoch nicht von aller Dunkelheit frei ist. Hier lebte Diocletian neun Jahre lang, gleichsam vergessen von den Menschen, obschon nicht ohne Schwächen und Leiden, welche das gewöhnliche Loos des Alters, oft auch die Folge von Anstrengungen sind.

Der größte Theil der innern Gebäude dieses prächtigen Pallastes ist gegenwärtig verfallen oder zerstört. Wenn man durch das goldene Thor kommt, so sieht man nicht mehr jene große Reihe von Gebäuden, die sonst rechts standen, und worunter das Gynäceum oder der Aufenthaltsort der Frauenzimmer war; ihre Stelle nimmt jetzt ganz eine Menge neuer Wohnungen ein. Von denen links, welche sonst die Großbeamten der kaiserlichen Hofhaltung bewohnten, sieht man bloß noch einige Mauern, an die man neue Häuser angebauet hat. Der Vorsaal des Pallastes, die vor ihm befindlicher Colonnade und der Jupitertempel sind noch vorhanden, allein alle übrigen Gebäude, welche der Kaiser inne hatte, sind zerstört. Die Stelle der großen oben beschriebenen Zimmer

nehmen Häuser, Gassen, selbst viereckigte Plätze ein, obſchon an dem einen Ende noch einige Mauern, die noch aufrechtſtehen, den Zuſchauer an die Zimmer erinnern, welche zu den Bädern gehörten. Der Tempel des Aeſculapius iſt noch vollkommen erhalten, obſchon der große Platz, über welchen man gehen mußte, wenn man zu ſeinem Peristyh wollte, voller Wirthshäuser, Buden und Magazine iſt. Man kann daher mit Recht behaupten, daß bloß noch das Gerippe von dieſem großen Gebäude vorhanden iſt, welches die Barbarei und die Unwiſſenheit verſchont haben, und welches keine andern Beſchädigungen erlitten, als die, welche ihm die Zeit zugefügt hat. Sowohl die Seitenthürme als auch diejenigen, welche zu den drei Hauptthoren gehörten, ſind gänzlich zerſtört; es ſind bloß jene an den Ecken noch vorhanden.

Auch kann man annehmen, daß der Krieg dieſe Zerſtörung mit veranlaßt hat, denn man bemerkt leicht, daß die Einwohner die äußern Mauern des Pallastes bei mehreren Gelegenheiten als Vertheidi-

gungsmittel gebraucht haben. Der obere Theil dieser Mauern, die vormals ein Karnies bekränzte, hat jetzt an vielen Stellen Schießscharten, und Rußlöcher sind über den alten bogenförmigen Fenstern angebracht, welche an den verschiedenen Seiten waren. Mehrere von diesen Fenstern sind jetzt zugemauert, welches man bloß aus Vorsicht gethan haben kann; kurz, die Trümmern, die an einigen Stellen herabgefallen sind und den Boden erhöht haben, während sie das Gebäude verdunkeln, scheinen mehr die Folge von planmäßigen Angriffen als von der allmählichen Zerstörung der Zeit zu seyn.

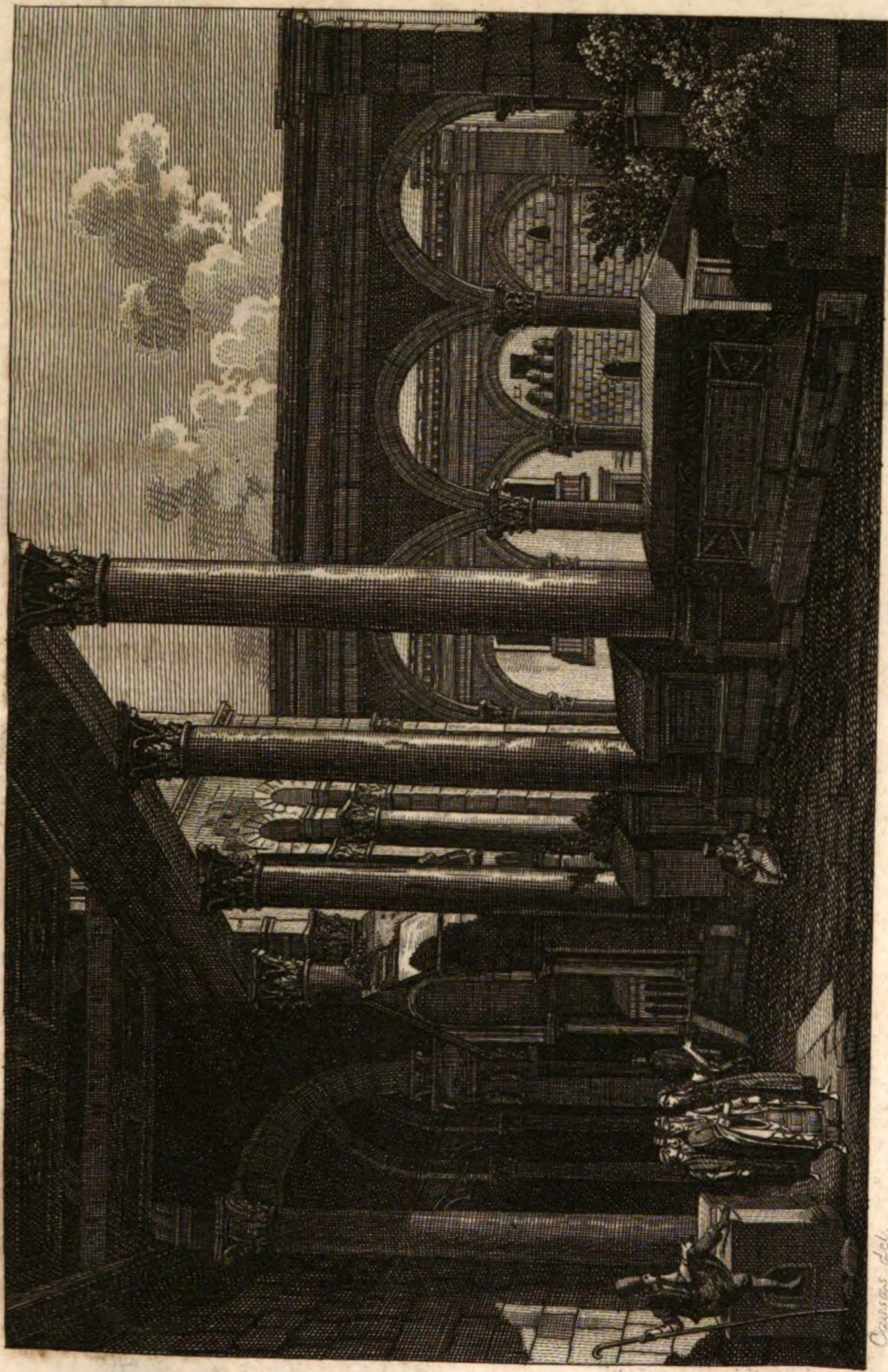
Jetzt giebt man der prächtigen Colonnade, die zu dem Peristyl des großen Vorsaales des Pallastes führt, den Namen Piazza del Duomo oder des Platzes der Hauptkirche (Domplatzes): die corinthischen Säulen, die Schwibbögen, die sie tragen, das Obergesimms, die Bindebalken, die Friesse, die Karniese, die Fronten des Peristyl, die drei Thüren des Vorsaals, die Kuppel, die ihn bedeckte, alle diese Gegenstände sind in jeder Hinsicht noch ganz.

Die zwölf Säulen, welche die Seitentheile dieses Pallastes einnehmen, so wie die vier höhern Säulen, welche die Fagade des Peristyls tragen, sind von Granit. Erinnert man sich der allgemeinen Beschreibung dieses Pallastes, so sieht man leicht, daß diese Piazza del Duomo bloß eine Verlängerung der Straße oder der Colonnade ist, welche von dem goldenen Thore nach dem Peristyl des Pallastes führte und von einer ähnlichen Colonnade durchschnitten war, welche sich bis zu den beiden Thoren auf der Ost- und Westseite erstreckte. Rechts und links von dem Peristyl, aber jenseits der vier Säulen, aus denen es besteht, und in dem Raume zwischen diesen Säulen und den Treppen, befanden sich auf Fußgestellen zwei Sphynxe von Colossalgröße; jetzt ist bloß noch Eine von diesen Verzierungen vorhanden; die Andere ist weggeschafft worden, ob sie schon noch immer zu Spalatro zu sehen ist. Ueber diese Statue habe ich Hr. Visconti befragt, der sie für ein ägyptisches Werk aus einer frühern Zeit hält. Sowohl die Brust als der Würfel sind voller hieroglyphischer Charaktere; sie

ist verstümmelt; es fehlt ihr der Kopf. Wahrscheinlich hat sie Diocletian von Rom oder aus Aegypten nach Spalatro schaffen lassen. Die andere Sphynx ist kein ägyptisches Werk; sie ist zwar auch von Granit, aber wahrscheinlich eine nachgemachte Arbeit; der Würfel ist, statt der Hieroglyphen, mit einer Art von Faltenwurf verziert. Es ist jedoch höchst merkwürdig, daß sie statt der Löwenpfoten Menschenarme und Menschenhände hat. In dieser Hinsicht gleicht sie der Sphynx oben auf dem Obelisk, den Augustus vormalig mitten auf dem Campus Mutius zu Rom gesetzt hatte, der aber jetzt auf dem Plage Monte Citorio steht.

Ansicht aus den Gallerien des Tempels des Jupiters gegen die große Vorhalle.

Zwischen der Säulenweite konnte man vormals die schönen Pfeiler des achteckigen Portikus sehen, welcher um den Tempel des Jupiters gieng, aber da dieser Tempel jetzt in eine Domkirche verwandelt worden ist, so hindert der große Thurm, den man vor dem Tempel aufgeführt hat, die weite Aussicht. Dieser Glockenthurm ist jedoch von beträchtlicher Höhe und besitzt einige Würde. Die Materialien, von denen man ihn erbauet, hat man von Salona geholt. Er besteht aus vier Ordnungen der Baukunst; hierunter ist jedoch noch nicht seine Grundlage begriffen. Er ist von einer viereckigten Gestalt und von schönen Verhältnissen; die Säulen und Friesen sind nicht verdorben und mit vielem Geschmac



Cassas del.

Gerstner sc.

Ansicht aus den Gallerien des Tempels des Jupiters, gegen die grosse Vorhalle.

und große Scharfsicht an das jetzige Gebäude angebracht.

Wenn man vor diesen Thüren vorbeigeht, so kommt man in den Tempel des Jupiters, der jetzt *il Duomo* heißt. Herr Visconti erstaunt und das mit Recht, daß man glauben kann, dieser Tempel sey dem Jupiter gewidmet; in der That weiß man nicht, auf welchen Umstand sich diese Meinung gründet. Der Zuname *Jovius*, den *Diocletian* annahm, während sich sein College *Maximianus* jenen des *Herculius* beilegte, hat vielleicht die Veranlassung dazu gegeben, das Basrelief, mit dem das untere Fries verziert ist, und das Jagdgenii vorstellt, so wie die Büsten in Sparrenköpfen, welche zwischen ihnen erscheinen, geben weit mehr Grund zu der Annahme, dieser corinthische Tempel sey der *Diana* gewidmet gewesen.

Dies Denkmal des Alterthums ist nach einem großen Maasstabe erbauet. Seine äußere Höhe von dem Pflaster der ihn umgebenden Gallerie bis oben hinauf auf das Dach beträgt drei und funfzig

und einen halben Fuß, und von der Grundlage des Säulengangs drei und sechzig Fuß. Jede Seite des Achtecks ist im Innern des Gebäudes fünf und zwanzig und einen halben Fuß, und an der äußern Gallerie fünf und dreißig und einen halben Fuß hoch. Die Höhe der Säulen ist nebst ihren Grundlagen und Capitalern neunzig Fuß und zwei im Durchmesser, ihre Grundlage ist zwei Fuß und das Gebälk sieben. Es war mit Bildsäulen in mehr als Lebensgröße versehen, aber diese sind verschwunden. Die Höhe des achteckigen Daches, welches den innern Bogen oder die Kuppel bedeckte, betrug 22 Fuß. Dies gab dem ganzen Gebäude von dem Boden an bis oben hinauf auf den Giebel eine Höhe von fünf und achtzig Fuß.

Dieses Denkmal ist inwendig von einer zirkelförmigen Gestalt und bildet eine schöne Rotunda, deren Durchmesser zwei und vierzig Fuß beträgt. Seine Höhe von dem Boden bis zum Anfange der Kuppel ist fünf und vierzig Fuß; hierunter ist jedoch die Höhe der Kuppel nicht mit begriffen. Acht corinthis-

Säulen von vier und zwanzig Fuß Höhe tragen ein Gebälk, dessen Architrav, Friesen und Kariese außerordentlich reich an Bildhauerarbeit sind; auf dieses kommt eine zweite zusammengesetzte Ordnung, auf welcher die Kuppel ruht. Diese zusammengesetzten Säulen sind nebst ihren Capitalern 22 Fuß hoch. Die Kuppel, die ganz von Ziegelsteinen ist, ist noch ganz gut erhalten und an einigen Stellen kann man noch den Gyps sehen, mit dem sie beworfen war, und auf dem ohnstreitig al Fresco = Verzierungen oder Gemälde waren. Acht Nischen, von denen vier viereckig, vier halbzirkelförmig sind, oben mit Bogen mit Simmswerk, sind in den Mauern um die Rotunda angebracht.

Innere Ansicht des Tempels des Jupiters zu Spalatro.

Ob schon dies Gebäude einige Würde besitzen mußte, und seine innere Seite ein großes und prächtiges Ansehen hatte, so kann man doch nicht leugnen, daß sein Styl nicht rein ist. Die Vorsprünge der Karniese der beiden Ordnungen, die über einander befindlichen Säulen, die außerordentliche Schwerfälligkeit des Gebälks und mehrere andere Fehler dieser Art haben für das Auge eine unangenehme Wirkung und man entdeckt leicht, daß damals die Baukunst reißend schnelle Fortschritte zu ihrem Verfall gemacht hatte. Von einem falschen Geschmacke rührt es her, daß die damaligen Baumeister nach Pomp und Reichthum bei den Verzierungen streben mußten, und es läßt sich leicht einsehen, daß Fürsten, die wie Diocletian, die römische Toga mit der Tracht

und dem Luxus der asiatischen Beherrscher vertauscht hatten, geneigt waren, jede Verzierung nicht nach ihrer Schönheit, sondern nach ihrem Reichthum zu schätzen. Allein wenn man den reinen Styl der Thür dieses Tempels und der äußern Gallerie betrachtet, so überzeugt man sich leicht, daß die damaligen Baumeister noch immer die Schönheiten der Antike kannten, und daß sie wußten, wie man sie mit Vortheil benutzen könne.

Von diesen Gallerien sind noch einige sehr ansehnliche Bruchstücke vorhanden; auch trifft man noch mehrere große Theile der Decke an; man kann sich nichts edleres, größeres und zugleich einfacheres vorstellen, und wenn die Trümmer noch immer solche Ehrfurcht erwecken, wenn die unwillkürlich traurige Stimmung, in welche die Seele bei dem Anblicke dieser colossalen Ueberbleibsel geräth, deren Zerstörung an Einen jener schrecklichen Schicksalsbeschlüsse erinnert, „daß alles vergeht“, und wenn diese Betrachtungen bei dem Zuschauer nicht die Bewunderung unterdrücken können, was muß nicht der Geist erst dann gefühlt

haben, als dieser prächtige Porticus aus den Händen des Künstlers in aller seiner harmonischer Einheit und in seinem unbeschreiblichem Glanze hervorgegangen war.

Nach dem Gebrauche der Alten erhielt dieser Tempel kein Licht, allein seit dem er in eine Kirche verwandelt worden, hat man Fenster darin angebracht. Ein großer Theil von dem äußern Säulengange ist noch vorhanden und die einzigen Theile, die gänzlich fehlen, sind die drei Seiten oder Fronten des Gebäudes, welche nach den südlichen Spitzen hingien. Nach der Anordnung der neuern Gebäude, welche auf dieser Seite dicht am Tempel stehen, ist es höchst wahrscheinlich, daß man sie absichtlich und aus Unwissenheit zerstört hat. An den fünf übrigen Fronten sind alle Säulen noch unversehrt, aber die Verbindung wird dann und wann durch schlechte Häuser unterbrochen, welche man an die Tempelmauern gebauet hat. Bloß die Facaden sind also frei gelassen, welche an die Thür anstoßen, ob man auch schon hier zwischen die Säulen große Car-

cophage gesetzt hat; Einige sind antik, Andere aus den frühesten Zeiten der christlichen Kirche, und da man sie nicht für ihre jetzige Stellung gemacht hat, so bringen sie eine unangenehme Wirkung hervor, und geben diesen schönen Trümmern einen Charakter, der gänzlich von ihrem Zwecke abweicht.

Wenn man in der Mitte der Rotunda steht und sich nach der großen Thür hinwendet, so erblickt man eine Oeffnung, die man mehr aus Zufall, als aus Geschmack, zwischen den Gebäuden gemacht hat, die den großen Porticus versperren, welcher sich vor dem Vorsaale des Pallastes befindet, und welcher, wie ich schon bemerkt habe, jetzt der Domplatz genannt wird. Durch diese Oeffnung erblickt man in der Ferne die Fassade des Tempels des Aesculapius. Diese Aussicht hat in der That etwas großes und mahlerisches; die tiefe Stille in dem Gebäude, worin sich der Zuschauer befindet; die majestätische Höhe der Säulen, welche zu Zugängen dienen, die ungeheuere Menge von Bogen und Pfeilern, zwischen

denen sich die Entfernung befindet, welche die Zuschauer von dem Tempel des Aesculapius trennt; dieser Tempel selbst, dessen Fagade in dem schönsten Styl, jedoch aber sehr verfallen ist, führt die Einbildungskraft mit Gewalt in die Zeiten des Alterthums zurück, so wie seine Lage sie zur Betrachtung fortreißt.

Der Tempel des Aesculapius war bei weitem nicht so groß, als jener des Jupiters oder der Diana, welchen wir so eben beschrieben haben. Im Innern war er nicht mehr als vier und zwanzig Fuß lang und sechzehn breit. Die Ordnung seiner Bauart war corinthisch; seine Seitenmauern, welche sechs Fuß dick waren, waren auf allen Seiten ohne Verzierung, aber inwendig lief ein schönes mit reicher Bildhauerarbeit verziertes Karnies rund herum, und die Decken des Däfelwerks waren auch von schöner Bildhauerarbeit; auf der Außenseite stützten vier schöne Pfeiler das Fries, das den ganzen Umfang bekränzte. Ein schönes Peristyl von vier Säulen nahm die ganze Breite der Fagade ein; die Säulen

waren nebst ihren Capitälern und Grundlagen zwei und zwanzig Fuß hoch und das Gebälke acht Fuß. Es scheint nicht, daß auf dem Architrave eine Aufschrift gestanden hat. Die Thür war sechzehn Fuß hoch; sie war von viereckiger Gestalt und mit reichen Gebälke verziert, die mit Klammern befestigt waren. Jetzt ist diese schöne und einfache Verzierung fast gänzlich verschwunden; die vier Säulen des Peristyls sind umgestürzt; ihr Gebälke und ihr Fußgestelle ist nicht mehr vorhanden; die große Treppe ist zum Theil zerstört, und läßt bloß noch einen schmalen und beschwerlichen Hinaufgang zu. Die Thür und die beiden corinthischen Pfeiler, an den Ecken des Gebäudes stehen noch. Links, wenn man den Tempel verläßt, ist eine Säule, welche noch einen Theil des Bogens trägt, und an welcher man einige elende Hütten erbauet hat; dies ist die einzige Spur von dem Porticus, der zu demselben führte. Man hat diesen Tempel in eine Capelle verwandelt und über dieser hat man einen elenden viereckigten Thurm erbauet.

Dies ist ungefähr der Zustand der noch vorhandenen Trümmer von dem Pallaste des Diocletians, der an Pracht alles übertraf, was wir jetzt in Europa von solchen Gebäuden haben.

Die Morlaken *).

In der Gegend von Dernisa ist es Pflicht der jungen Ehefrau, während des ganzen ersten Jahres ihrer Ehe, die Umarmungen aller Männer, die ihren Gatten besuchen, anzunehmen. Nach Verlaufe dieses Jahres entläßt man sie dieser Höflichkeit, oder vielmehr die Männer überheben sich selbst derselben ohne Mühe, da sich die Weiber nach einstimmigen Berichten aller Reisebeschreiber unreinlich halten, und auf den Geruch nicht angenehm wirken. — Cassas sagt: die Weiber aller dieser Länder sind höchst schmutzig; von ihren Männern sind sie verlassen, wie ihre Lastthiere, und sich selbst dem Unglücke Preis gegeben, müssen sie alle möglichen Arbeiten unternehmen, und jegliches Ungemach ertragen. — „Ein

*) Die Fortsetzung von S. 75.

Morlake von der gezielteren Art würdigt nach einiger Zeit seiner Ehe sein Weib nicht mehr, sie zur Ehre seines Bettes zuzulassen. Die Arme muß auf dem Fußboden liegen, und darf das Bund Stroh, auf dem ihr Tyrann liegt, nicht theilen. Er selbst erröthet nun, eine solche Lebensgefährtin zu haben. — Fortis erzählt, daß die Männer, wenn sie vor ansehnlichen Personen von einem Weibe sprechen, sich immer einer Redensart bedienen, die man anderwärts bei Nennung verächtlicher Thiere oder Bezeichnung ekelhafter Begriffe gebraucht. Sie verzeihen! mit Erlaubniß! Die noch etwas artigern Morlaken sprechen von ihrem Weibe mit folgenden Worten: Da prostitue, mona Schena! um Vergebung, mein Weib!“

In der Schwangerschaft schonen diese Weiber weder sich selbst, noch ihre Leibesfrucht, aber zum Glücke genießen sie auch einer solchen Leibesbeschaffenheit, daß das Mißgebären höchst selten ist. Am Ziele ihrer Schwangerschaft begeben sie sich an einen entlegenen Ort, z. B. in den Stall, und sind noch

sehr glücklich, wenn ihnen eine Nachbarin beisteht. Oft gebären sie auf dem freien Felde; dann lösen sie selbst das Kind ab, waschen es im nächsten Bache, und bringen es nach Hause; am folgenden Morgen gehen sie wieder an ihre gewöhnliche Beschäftigung, als wenn sich gar nichts zugetragen hätte. Der Gebrauch, die jungen Illyrier im kalten Wasser zu waschen, war auch unter den ältern Bewohnern Italiens gemein. So sagt ein berühmter Dichter:

Durum e stirpe genus, natos ad flumina primum

Deserimus, saevoque gelu duramus et undis.

Hart vom Beginn' ein Geschlecht, so bringen die
Kinder an Flüsse

Wir und härten sie ab in den Wellen und grim-
miger Kälte.

Diese kleinen Geschöpfe werden in wenige Lumpen gehüllt; sie kriechen schon nach drei bis vier Monaten auf der Erde herum. Eine so harte Erziehung trägt nicht wenig dazu bei, sie stark zu machen, und sie gegen die größte Kälte abzuhärten. — Die Mütter säugen ihre Kinder so lange, bis sie endlich durch

eine neue Schwangerschaft gezwungen werden, davon abzustehen; und wenn letzteres auch erst nach vier oder fünf Jahren geschieht, so entwöhnen sie doch dieselben nicht eher. „Dieser Gebrauch, sagt Fortis, scheint zu bestätigen, was man von der Länge der Brüste erzählt, die den morlakischen Weibern das Säugen ihrer Kinder selbst über die Schulter und unter dem Arme zuläßt.“

Die Knaben sind bis ins vierzehnte oder fünfzehnte Jahr, selbst bei großer Kälte, bloß mit dem Hemde bekleidet. Sehr spät beginnen sie Hosen zu tragen. Auch ihre Nachbarn, die Bosniaken, haben eben denselben Gebrauch, aber nicht bloß aus Geschmack, sondern um so lange als möglich, dem Karatsch, oder dem Kopfgelde, (einer allgemeinen türkischen Steuer) auszuweichen. Dieses Kopfgeld wird nicht nach dem bestimmten Alter verlangt, sondern nach der Zeit, in welcher der Knabe Hosen zu tragen beginnt; denn erst von nun an rechnet man, daß er fähig ist, sich sein Brod selbst zu verdienen.

Die Taufe geschiehet hier beiläufig, wie bei den

Illyriern. Bei Gelegenheit einer Geburt, vorzüglich des ersten Kindes, schicken alle Verwandte und Freunde den beiden Eltern Schwaaren, aus denen eine große Mahlzeit, Babnie, das Kindesmahl zugerichtet wird. Die Mutter darf erst nach vierzig Tagen nach der Reinigung, durch die Einsegnung des Priesters wieder in die Kirche gehen.

Die Erziehung der Morlaken ist sehr streng. Die Kinder werden bei Zeiten angehalten, starke Gänge zu Fuß zu machen, den Mangel und den Ungestüm des Wetters zu ertragen.

Im Kriege sind die Morlaken treffliche Schildwachen. Im Hinterhalte bleiben sie in ihrer Stellung, ohne sich auch nur durch die mindeste Bewegung zu verrathen. Die räuberischen Morlaken bedienen sich eines seltsamen Kunstgriffes, den unglücklichen Reisenden zu überlisten. In einem Gebüsch stellen sie ihre rothe Mütze (Tschako) und den gestreiften Shawl, der ihnen statt des Mantels dient, so auf, daß es das Ansehen hat, als läge hier jemand im Hinterhalte. Beim Anblicke der Puppe meint der

Reisende, einen Morlaſen vor ſich zu haben; er ſchlägt die entgegengeſetzte Richtung ein, aber fällt eben dadurch und durch die Berechnung des Morlaſen, der von der Furcht jene Wendung erwartet hat, ſeinem Feinde in die Hände.

Die Spiele der Morlaſen ſind denen der Griechen ähnlich, d. h., es ſind Verſuche der Stärke und Gewandtheit: hohes Springen, Wettlaufen, Steinwerfen u. dergl. Ihr Tanz (Pleſſa), iſt der Colo, und der Kreiſtanz der Illyrier und Morgenländer, der ſich aber ſchon in Luſtſprünge endiget (Skozzigori): zu dieſem abmattenden Tanz haben ſie dennoch eine ſolche Vorliebe, daß ſelbſt die Weiber, wenn ſie Abends ganz ermattet von der Feldarbeit nach Hauſe kommen, nach kurzer Ruhe Theil daran nehmen. Muſik machen ſie ſich, in der Mitte des Kreiſes, mit dem Dudelsacke (Roßlo), oft mit der Geige (Guſle). Ihre Geſänge ſind meistentheils ſehr traurig.

Die gewöhnliche Beſchäftigung der jungen Morlaſen beſteht darin, die Schafe in den Wäldern

und zwischen den Gebirgen zu hüten. Sie benutzen dabei die Stunden der Muse zur Ausführung verschiedener Schnitzwerke in Holz, was sie mit ihrem gewöhnlichen Messer verrichten. Diese Arbeiten sind den grobgebildeten Thiergestalten ähnlich, welche die schweizer- und schwäbischen Hirten aus den harzigen Hölzern schnitzen, die hernach durch Hausirer im Großen aufgekauft, und um geringe Preise fast auf dem ganzen festen Lande von Europa verkauft werden. Aber die jungen Morlaken verfertigen noch außerdem Schalen und Pfeifen, die sie mit erhabenen Bildwerken von seltener Arbeit schmücken.

Die gewöhnlichste Nahrung der Morlaken besteht in Milch und Milchspeisen aller Art. Sie lassen die Milch mit Essig in saure Gährung übergehen, und erhalten so ein sehr erfrischendes Getränk. Ihre liebste Speise besteht in Käse, der in heißer Butter gebacken ist. Ihre kleinen Kuchen, Zogaccie, die ihnen statt des Brodes dienen, werden aus einem Gemische vom Mehle der Gerste, des Hirses, des Mais, des Mohrhirses (*Sorgho*, *Holcus Sorghum*,

Linnéi), und auch des Weizens, wenn sie dergleichen erlangen können, bereitet und unter der heißen Asche gebraten. — In Menge genießen sie Wurzelwerk und Küchengewächse; sie lieben das Sauerkraut der Deutschen sehr. — Zu dem gebratenen Fleische haben sie eine solche Lust, daß sie kaum im Stande sind, derselben genug zu thun; mit wahrer Leidenschaft aber lieben sie den Lauch, und die Schalotte (oder den askalonischen Lauch). „Schon von weitem, sagt Fortis, verräth sich der Morlake durch die Ausdünstungen seines geliebten Lauchs. Es fällt mir dabei ein, daß Stilpon, als er gegen das Verbot nach genossenem Knoblauche in den Tempel der Ceres gegangen war und darüber zur Rede gestellt wurde, folgende Antwort gegeben: Gebt mir etwas Besseres, dann werd' ich keinen Knoblauch mehr essen. — Aber die Morlaken würden diese Bedingung nicht setzen, die ihnen vielleicht sogar nicht einmal nützlich wäre; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß der tägliche Gebrauch dieser Pflanzen zum Theile die schädliche Eigenschaft ihrer Gewässer

mildert oder gar verbessert, indem die Bewohner mehrerer Bezirke ihr Getränk, während des Sommers, aus kothigen Behältern und faulenden Bächen zu nehmen gezwungen sind. — Vielleicht tragen eben diese Pflanzen bei, die Gesundheit und Stärke dieser Leute zu erhalten. Man findet unter ihnen eine Menge frischer und behender Alten, und ich bin Horaz zum Troste, genigt die Ehre davon dem Knoblauche zuzuschreiben.“ — Aber die Sorglosigkeit der Morlaken geht so weit, daß sie für ein Erzeugniß, dessen Bau für sie so leicht wäre, für diese ihre Lieblingsspeise dem Auslande zinsbar bleiben; denn sie lassen aus Ancona und Rimini jährlich für mehrere tausend Ducaten Knoblauch holen.

Das hohe Alter der Morlaken auf eine feste Zahl zu bestimmen, ist sehr schwierig. Die Meisten derselben wissen die Zeit ihrer Geburt nicht und sie kümmern sich auch nicht darum, solche genau zu erfahren. Und da überdies eben die nämliche Eitelkeit, die einst das Alter zu vermindern suchte, nach einem

gewissen Zeitpunkte dasselbe größer angeben will, so mag es wohl seyn, daß mehrere dieser Hunderte in der That nicht über die achtzig hinaus seyen. Uebrigens giebt es unter ihnen doch keinen mehr, der, wie der Illyrier Dando, dessen Plinius *) erwähnt, die Anmaßung äußerte, fünfhundert Jahre gelebt zu haben.

Wir wollen nun die Behandlung der Morla-
ken während ihrer letzten Krankheit anführen. Man muß sie wirklich so bestimmt fassen, und bloß „der Krankheit, oder einer Classe der Krankheit“ sagen; denn ihre glückliche Leibesbeschaffenheit verhindert sie, die Kenntniß mehrerer Krankheiten zu erlangen; sie leiden vielmehr nur an einer Classe derselben, nämlich der entzündlichen, deren Ursache gewöhnlich verhinderte Ausdünstung und Folge der heftigen Leibesbewegung bei ihren Tänzen ist. — Im Falle einer Krankheit rufen sie keinen Arzt zu Hülfe, sondern ver-

*) Alexander Cornelius memorat, Dandonem illyricum quinque centum annos vixisse. Plin. l. 7. cap. 48.

suchen es, sich selbst zu heilen. Das erste Heilmittel und die erste Zuflucht ist eine starke Gabe Brantwein, den sie vorher auf Pfeffer oder Schießpulver, in verschiedener Menge nach der Größe oder Hartnäckigkeit des Uebels, aufgegossen haben. Der Zweck dieser und aller ihrer angestregten Bemühungen ist, einen häufigen Schweiß hervorzubringen, wozu sie sich im Winter mit Kleidungsstücken über und über bedecken, im Sommer aber auf dem Rücken in die Sonne legen. — Die Art, Leibesverstopfungen zu heben, besteht in der Auflegung einer großen sehr erhitzten Steinplatte. Rheumatische Schmerzen vertreiben sie durch einen im Feuer glühend gemachten Stein, den sie mit einem benezten Tuche umwickelt auf den leidenden Theil legen. — Die nach einem langwierigen Fieber verlorne Gflust suchen sie durch häufig genossenen Essig zu erlangen; auf Quetschungen und Wunden legen sie eine röthliche Eisenerde, (also entweder rothen Eisenocher oder Röthel). — Aber das Hauptmittel, dessen sie sich gegen alle Uebel bedienen, ist der Zucker; Sterbende sogar müssen

ganze Stücke desselben verschlucken, um sich nach einer moralischen Redensart das Bittere der letzten Augenblicke zu versüßen.

Wenn ein Morlake endlich dem Uebermaße seiner Leiden unterlegen ist, so erschallt das ganze Haus von dem Geschrei der gesammten Familie. Die Freunde des Todten kommen, reden ihn mit ernstlichen Worten an, und geben ihm verschiedene Aufträge für die andere Welt. Aber bald wird der Lärm noch verstärkt; denn man dingt Klageweiber (Guzechi) in einer den Glücksumständen der Erben angemessenen Zahl, die ein bezahltes, aber um so jämmerlicheres Geschrei ausstoßen. Hacquet erhielt, als er zum ersten Mahle Zeuge eines solchen Trauerspiels war und sich um den höchstbetroffenen Verstorbenen erkundigte, von Einem dieser Klageweiber die Antwort: „Ach! Sie sehen doch wohl! daß er ein reicher Mann war, und wie seine Erben keine Kosten sparen!“ — Auch hier liegen die Waffen zu seinen Füßen, neben ihm seine Tabakspfeife mit Tabak, auch hier wird gefragt, warum er gestorben sey?

Wenn die Stunde der Beerdigung erschienen ist, so wird der Leichnam mit einem weißen Leintuche bedeckt und in die Kirche getragen. Nach der Beerdigung kehrt die ganze Begleitung mit dem Pfarrer in die Wohnung des Verbliebenen zurück; hier erneuert man die Gebete für denselben, und hält alsdann eine große Mahlzeit, bei welcher die meisten Gäste durch übermäßigen Trunk ihren Verstand verlieren. — Die Zeichen der Trauer bestehen bei den Männern in dem Tragen einer blauen oder veilchenfarbigen Mütze, und dem Wachsen des Bartes. Die Weiber hüllen den Kopf in ein blaues oder schwarzes Tuch, auch bedecken sie alles, was an ihren Kleidungsstücken roth gefärbt ist, mit schwarzen Pappen. — Während des ersten Jahres nach dem Hinscheiden eines Morlaken besuchen die weiblichen Mitglieder seiner Familie an allen Feiertagen sein Grab, auf welche sie Blumen und gewürzhafte Kräuter streuen, nach Art der Türken Bäume pflanzen, und ihre Klagen wiederholen. — Wenn sie an Ausübung dieser frommen Pflicht gehindert werden, so

unterlassen sie nicht, sich bei der nächsten Gelegenheit zu entschuldigen und über ihr Betragen Rechenschaft abzulegen, gleichsam als wäre der Todte fähig, sie zu hören. Auch befragen sie ihn, in den wunderlich seltsamsten Fragen, um Nachrichten aus der andern Welt. Alle diese Reden geschehen nicht in dem natürlichen Tone ihrer Stimme, sondern in einem kläglichem und abgemessenen, als sagten sie gelernte Sätze auf.

Die Trachten der Morlaken sind nicht überall ganz dieselben, und dies ist die Ursache, daß die Beschreibungen derselben bei Cassas, Fortis und anderen Reisenden nicht mit einander übereinstimmen.

Die Männer bedecken den Kopf mit einer hohen Pelzmütze, dem Kolbak; die Haare fallen frei auf den Rücken herab. — Ueber dem Hemde tragen sie ein weißtuchenes langes Unterkleid (Odech), mit farbigen Schnüren eingesäumt, und vorne mit Knöpfen oder Schnüren zum Schließen versehen. — Das Leibchen und die langen Hosen (Hiache) sind weiß und mit blauen Zierathen ausgehähet. An den ledernen

Gürel (Poprock) hängt ein Messer (Hanzhar) und der Tabaksbeutel. Das Oberkleid (Halyna) hat Ärmel und reicht bis unter die Knie. Die Socken (Navlakaza, eine Art kürzerer Kamaschen) haben die Gestalt von Halbstiefeln; sie sind aus grober weißer Wolle gestrickt; am oberen Rande mit Stickerei eingefast und an der Seite mit einem Ausschnitte versehen. — Darüber tragen sie Bastschuhe (Spanke), bisweilen Halbstiefeln (Kepenget). — Die verheiratheten Männer gehen, wenn sie auch nicht zum Soldatenstande gehören, fast nie ohne ihren soldatischen Anzug aus dem Hause; sonst tragen sie den Beilstock (den Tschakan, Szakan, kleine Hacken an langen Stielen). Ein langer Shawl, mit wollenen Franzen eingesäumt, hängt mit einiger Zierlichkeit von der linken Schulter hinab; in ihn winkeln sie sich bei stürmischem Wetter, wie in einen Mantel.

Der Kopfschmuck der Weiber besteht in einem weißen Tuche (Tchjepz), dessen mit rothen und blauen Bändern eingefaste Enden über die Schultern hinabsinken; von den hinteren Enden fallen zwei blaue

Schnüren über den Rücken hinab. Die Weiber der städtischen Morlaken (zu Beng, Carlopago u. s. w.). Tragen auf dem Kopfe das Pasholat, das aus einem blendend weißen Flortuche gemacht, und mit dickköpfigen Nadeln eingesteckt ist. — Das Hemde reicht bis auf die Knöcheln und ist mit weiten Ärmeln versehen; darüber haben sie einen langen leinenen Rock ohne Ärmel (Szampe), der bis an den Nabel offen ist, und durch einen baumwollenen Gürtel (Pas) geschlossen ist; die beiden Enden des Gürtels hängen über die Waden hinab. Ihre weißtuchene Jacke (Halza) geht bis an die Knie. Sie tragen Strümpfe und Spanken. Die Mädchen tragen rothe Mützen; diese sind mit Münzen und Muscheln besetzt, vorzüglich mit den Porzellanschnecken (Cypraea Moneta des Linne'), die auf einigen afrikanischen Küsten, unter dem Namen Kauries, als Münzen gebraucht werden. — Um den Hals tragen sie Glasperlen, oder an einer Schnur ein Kreuz, oder Münzen. — Die morlakischen Bäuerinnen sind geschickte Arbeiterinnen. Oft machen sie starke Gänge

zu Fuß über die Alpen des Bratnik, Behle-
bich und der Capella, wobei sie einen ledernen
Schlauch voll Wein, ein Kind auf dem Rücken und
oft noch Eines im Schooße tragen; aber trotz dieser
schweren Last spinnen sie doch ohne Unterlaß, um von
der Zeit jeden Nutzen zu ziehen und die lange Weile
zu verscheuchen.

Die Morlaken sind theils Katholiken, theils
der griechischen nicht unirten Kirche zugethan; aber
beide Theile haben die sonderbarsten Vorstellungen
von der Religion und ihre Geistlichen sind unglück-
licher Weise bemüht, sie in dieser Unwissenheit zu
erhalten. Kaum giebt es jemanden unter ihnen, der
nicht an die Wirklichkeit von Gespenstern und an
alle Blendwerke der Hexerei glaubte. — Sie glau-
ben auch an die sogenannten Vampire (hier Vafod-
lat genannt), denen es eine Lust seyn soll, den Kin-
dern das Blut auszusaugen. Wenn Einer dieser
Menschen, der Schrecken eines ganzen Bezirkes, hin-
scheidet, so schneidet man ihm die Sehnen der Knie-
fehlen ab, und zerstückt ihm alle Theile des Leibes

mit Stecknadeln; alles in der Absicht, daß der Vampir gehindert werde, unter die Lebenden zurückzukehren. Und wie sollte man nicht an solche scheußlichen Blutsauger glauben, da sogar manche Morla-ken in ihren letzten Stunden vorgeben: „sie fühlten sich geneigt, Vampoblat zu werden?“ Sie sind so sehr überzeugt, zu dieser verabscheueten Art zu gehören, daß sie ihre Verwandten bitten, sie nach ihrem Tode als solche zu behandeln. — Der unerschrockenste Haibuck ergreift beim ersten Anblicke eines Gegenstandes, den er für ein Gespenst oder einen Poltergeist hält, die Flucht und ähnliche Erscheinungen zeigen sich ihrer lebhaften Einbildungskraft und großen Leichtgläubigkeit sehr oft. — Es ist merkwürdig, daß es diese muthvollen Menschen für keine Schande halten, solchem Schrecken unterworfen zu seyn; sie entschuldigen ihre Furchtsamkeit in diesem Punkte mit einem illyrischen Sprichworte, das fast mit Pindars Verse übereinstimmt:

Gespensterfurcht bringt Göttersöhne selbst zum
Fliehen.

Die morlakischen Weiber sind natürlich dem Aberglauben noch mehr, als ihre Männer unterworfen, und glauben endlich sogar, daß sie selbst Hexen seyn. Den alten Hexen schreibt man Thaten zu, die allen Glauben übersteigen. So ist man der Meinung, sie hätten die Gewalt, den Kühen ihrer Nachbarn die Milch zu benehmen, um sie zur Vermehrung derselben bei den ihrigen zu verwenden. Fortis erzählt eine hieher gehörige Wundergeschichte, die ihm auf seiner Reise ein Franziskaner, mit Befräftigung der Wahrheit durch einen Eidschwur, mittheilte. Der Franciskaner schlief mit einem jungen Morlaken in einem Zimmer. Er lag wachend, als er zwei Hexen hereintreten, und deutlich sah, wie sie den Leib des jungen Menschen eröffneten, sein Herz herausnahmen, das sie brieten, um es aufzuessen. Beim Erwachen fühlte der Jüngling die Stelle seines Herzens leer, und in diesem Augenblicke war der Zauber gelöst; die Hexen entflohen und ließen auf der Gluth das halbgebratene Herz liegen. Der Franziskaner, der sich bisher nicht gerührt hatte, weil auch er be-

zaubert gewesen, hatte nun erst die Kraft, aus dem Bette zu steigen. Er eilte, das Herz des jungen Morlaßen zu retten, und ließ ihn solches verzehren. Bald darauf fühlte dieser, wie man es auch erwartet, dieses Eingeweide auf seine alte Stelle zurückkehren. — Nach Fortis wurden sich die guten Leute, denen der Franziskaner dieses Abenteuer erzählte, nicht unterstehen, den Verdacht zu hegen, daß dieses ganze Abenteuer bloß ein lieberlicher Auftritt sey; denn nach dem eigenen Geständnisse des Franziskaners, war Eines der beiden Weiber noch ziemlich jung, und wahrscheinlich waren einige von ihnen ihm gereichte Gläser Wein der angewandte Zauber, der ihn über alles, was er sehen oder zu sehen glauben sollte, täuschte.

Es giebt zwei Arten von Hexen: die schlimmen Ueßtigen, suchen nur Uebels zu vollführen, aber die gutthätigen, Bahornigen, vernichten ihre Zaubereien. Obgleich aber diese Weiber ein so entgegengesetztes Streben beseelt, so sind sie doch in einem wesentlichen Punkte eines Sinnes: beider Anstrengun-

gen gehen nämlich dahin, die Leute zu betrügen, zu narren. Dieses geht so weit, daß es unflug wäre, vor einer Bahornige über die Betrügereien der Ujeztige zu schimpfen; denn dadurch griffe man die ganze Sunst an, und beleidigte auch die wohlthätigen. Je mehr Missethaten geschehen, desto größer ist auch die Nothwendigkeit, seine Zuflucht zu Zaubereien zu nehmen, um die Wirkung der Ersteren aufzuheben.

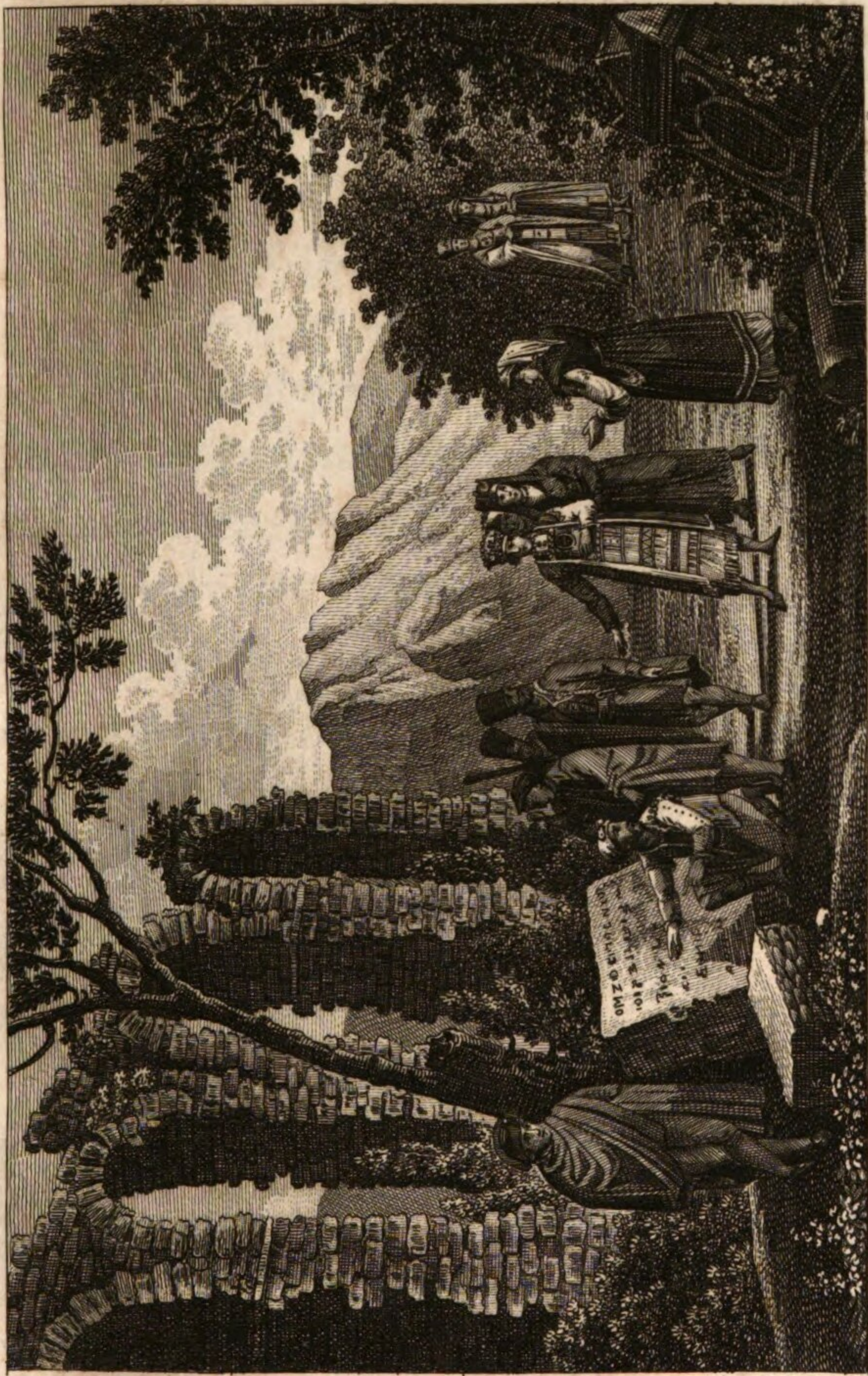
Die Amuletten werden den Morlaken als Verwahrungsmittel gegen Zaubereien sehr theuer verkauft. Diese mystischen Zettel heißen Zapis (spreche Sapis, d. h. Geschriebenes); denn auf ihnen ist der Name eines Heiligen geschrieben. Die Morlaken tragen sie in ihre Mühen eingenäht, und hängen sie selbst dem Viehe an die Hörner. — Wenn ein zufälliger Erfolg die Nützlichkeit der Zapis bestätigt, so ruft gleich alles: Wunder! Durch das Beispiel ihrer Nachbarn hingerissen, kaufen sogar die Türken dieselben, und die Ausfuhr der Talismane ist für dieses Land ein bedeutender Handelszweig. —

Uebrigens legt man hier noch verschiedenen Münzen, die im Mittelalter im römischen Reiche teutschen Volkes, oder zu Venedig ausgeprägt sind, wunderthätige Eigenschaften bei; man bezeichnet sie mit der allgemeinen Benennung der Münzen der heiligen Helena. Auch hat man die höchste Ehrfurcht vor den ungarischen Münzen (Petizze), auf welchen die Gestalt der heiligen Jungfrau abgebildet ist. — Ueberhaupt ist in diesen Gegenden das Zutrauen zu dem Bildnisse der heiligen Jungfrau so groß, daß selbst die Türken (nämlich die angrenzenden illyrischen Volksstämme im türkischen Gebiete) jenen Bildnissen der heiligen Jungfrau, die für wunderthätig gehalten werden, reiche Gaben zusenden, ja sogar vor ihnen Messen lesen lassen. — Doch werden eben diese Menschen, die so viele Ehrfurcht vor unserer lieben Frauen bezeigen, und die nach den Worten ihrer eigenen Religion, ihren Sohn, Jesus Christus, für einen großen Propheten halten müssen, durch Parteisucht und blinden Fanatismus zu einem seltsamen Widerspruche hingerissen; denn sie

verabscheuen den gewöhnlichen Gruss der Christen, der auch bei den Einwohnern dieser Küsten gebräuchlich ist: Huaglian Issus (Gelobt sey Jesus!); sie gebrauchen dafür die Redensart: Huaglian Bog (Gelobt sey Gott!).

Anzug der Einwohner von Salona.

Cassas wollte Dalmatien nicht eher verlassen, als bis er auch die Ueberreste von Salona besucht hätte, wo Diocletian geboren ward. Noch immer sieht man zwischen Spalatro und Salona mehrere Bogen der Wasserleitung, welche die erste Stadt mit Wasser versorgte; wahrscheinlich war sie ein Werk des Kaisers Diocletian, indem es keine Wohnung von Bedeutung zu Spalatro gab, ehe er seinen Pallast daselbst erbaute. Man weiß, daß er nach seiner Abdankung zu Nicomedia sogleich nach seinem Geburtsorte Salona abreisete, und daß er sich in dieser Stadt aufhielt, während sein Pallast gebauet ward. Ohnstreitig vergaß man nichts, was seinen Aufenthalt angenehm machen konnte. Der Wassermangel mußte Einer der ersten Gegenstände seyn, womit sich die Baumeister beschäftigten und



Gerstner 10.

Cassas del.

Kostume der Einwohner von Salones.

alles beweiset, daß der Bau der Wasserleitung vor dem Baue des Pallastes vorhergegangen seyn muß.

Es sind bloß einige Ueberreste von der Wasserleitung vorhanden, aber diese sind sehr beträchtlich, und an einigen Stellen sieht man lange Reihen von Bogen in einem gut erhaltenen Zustande; wegen der Unregelmäßigkeit des Bodens sind Mehrere auf Pfeilern erhöht worden. Das Ganze ist jedoch völlig unbrauchbar und nicht bloß die obern Kanäle sind verschwunden, sondern auch das Mauerwerk, das sie trug, so daß die Steine, woraus sie bestehen, der Einwirkung der Luft ausgesetzt sind, wodurch natürlich die Zerstörung dieses schönen Gebäudes beschleunigt werden muß. Der Weg von Spalatro nach Salona geht darüber weg, und sie erhöht an dieser Stelle gar sehr den Eindruck der Landschaft. Links scheint es, als ob sie aus einem sehr hohen Berge hervorkäme, rechts aber läuft sie durch einen dicken Wald im Thale, wo ihre Bogen weit über die Gipfel der Bäume hinausragen und einen gebieterischen und majestätischen Eindruck machen.

Salona, oder wie es jetzt richtiger heißen sollte, der Ort, wo einst diese berühmte Stadt stand, liegt bloß vier Meilen (miles) von Spalatro entfernt. Wenn man einer Aufschrift glauben darf, die man bei Gruter findet, so hieß sie Colonia Martia, Julia Salona. Spon hat mit Recht bemerkt, daß sie auf einer schönen Ebene oder in einem schönen Kreise erbauet war, den die hohen Berge bildeten, deren Zugänge vier Meilen weiterhin von der Festung Clissa vertheidigt werden, und die sich alsdann bis Bosnien erstrecken. Salona war eine Seestadt, und lag an dem Kanale oder See gleiches Namens, dessen Mündung oder Bucht, so schwer sie auch von den Seeleuten zu finden ist, in Einem der Winkel des Golfs von Spalatro oder richtiger in Einem der Winkel einer Art von Eingang ist, der durch den Kanal von Braza zwischen der Insel Buja und dem festen Lande und der Küste von Spalatro gebildet wird und der nicht bemerkt werden kann, wenn man bei der letzten Stadt landet. Diejenigen, die einlaufen wollen, müssen sie

daher einige Stunden westlich von Spalatro suchen, allein diese Richtungen sind gegenwärtig von keiner großer Wichtigkeit, da der gänzliche Ruin von Salona auf immer den Handel vernichtet hat, der einst ihre blühenden Ufer belebte.

Was für einen Anblick gewährt jetzt der Platz, auf welchem vormals das glänzende Salona stand! Einst gab sie der Welt Herrn, und jetzt liefert sie kaum so viel Gras, als kriechende Thiere nöthig haben. Eine Strecke von zwei Meilen (miles) ist mit zerbrochenen Pfeilern, Capitälern und Leichensteinen bedeckt, die auf gerademohl zerstreuet herumliegen; so kläglich ist jetzt der Zustand Einer der schönsten Städte des Alterthums! Ein kleiner Fluß läuft durch diese Ruinen hindurch und fällt in den Golf; es wimmelt in ihm noch immer von den Forellen, die bei den Römern so beliebt waren, und die sie sehr theuer bezahlten.

Wenn man den gegenwärtigen Zustand der Ruinen von Spalatro oder auch jenen, in welchem sie Spon vor etwa 130 Jahren betrachtete, mit

der Nachricht vergleicht, welche von ihnen der Senator Johann Baptista Giustiani in einer schätzbaren Handschrift liefert, welche Fortis gesehen hat, und welche im J. 1550 geschrieben ist; so ist es außer allem Zweifel, daß ihre Zerstörung in zwei Jahrhunderten mit zehnmal größer Schnelligkeit fortgerückt ist, als in dem Zeitraume von den vorhergehenden vierzehn Jahrhunderten. Folgendes ist die Nachricht von ihnen, auf die ich zielte:

„Die Größe und Pracht der alten Stadt Salona verräth sich an den Trümmern, die noch vorhanden sind; nämlich an den Gewölben und Bogen eines bewundernswürdigen Theaters; an den großen Blöcken von dem schönsten Marmor, welche auf den Feldern zerstreuet liegen; an einem schönen Pfeiler, der aus drei Marmorstücken besteht, und der noch immer an einer Stelle nach dem See hin aufrecht steht, wo vormalig das Arsenal gestanden haben soll; an mehreren bewundernswürdigen Bogen, über welche eine Wasserleitung geht, die das Wasser von Salona nach Spalatro leitet. Auch sieht man hier

noch die Ruinen großer Palläste und alte Grabschriften auf vielen schönen Steinen, aber der Boden, der allmählig zunimmt und sich erhöht, hat die ältesten und schönsten Ueberreste begraben."

Wenn diese Nachricht richtig ist, woran sich kaum zweifeln läßt, da sie von einem Augenzeugen und von einem Manne niedergeschrieben wurde, der durch seine Geburt und Beschäftigung mit dieser Gegend genau bekannt war, so kann man annehmen, daß die Erhöhung des Bodens, über welche er sich beklagt, seit der Zeit, wo er diese Gegenden besuchte, außerordentlich zugenommen hat; denn nicht bloß die Gewölbe und Schwibbogen dieses Theaters sind verschwunden, sondern man ist auch nicht einmal im Stande, die Stelle aufzufinden, wo es gestanden hat. Einige von den großen Marmorblöcken, welche die obige Nachricht erwähnt, sieht man noch immer oberhalb des Bodens, aber die schöne Säule, welche das Arsenal anzeigte, ist nicht mehr sichtbar. Ich habe von den Ruinen der Wasserleitung gesprochen, aber ihre Bogen stehen jetzt gänzlich bloß; die Blöcke

von Quadersteinen, woraus ihre Pfeiler bestanden, sind jetzt ganz der Luft ausgesetzt; es ist keine Spur von den schönen Marmorsäulen mehr vorhanden, mit denen sie vormals verschönert waren. Es stehen jetzt keine Mauern mehr, die nur auf die Vermuthung leiteten, daß sie zu großen Pallästen, Tempeln oder Portiken gehört hätten, und die Menge von Materialien, mit denen der Boden bedeckt ist, sind unter einander zerstreuet und wer versuchen wollte, ihnen ihre ehemalige Stelle anzuweisen, der würde ein vergebliches Unternehmen machen. Was die Aufschriften anbelangt, welche Giustiani hier las, so versichert der gelehrte Fortis, ein fleißiger Einwohner von Spalatro habe eine äußerst merkwürdige Sammlung davon veranstaltet, aber dieser Mann weigert sich fortbauend, seine Entdeckungen mitzutheilen. Seine Schätze werden daher für die gelehrte Welt verloren seyn, bis sie ein glücklicher Zufall aus der Dunkelheit hervorzieht. Auch Fortis hat diejenigen nicht bekannt gemacht, welche er an Ort und Stelle abschrieb, aber er sagt, er behalte sie für einen

seiner Freunde, den Grafen Hieronymus Silvestri von Novigo auf.

Also bloß durch Nachgraben kann man Einige von den schönen Ueberresten dieser Stadt erhalten; auf diese Art würden ohnstreitig die Künste einen Zuwachs an einigen schönen Stücken der Baukunst, an schätzbaren Statuen, Vasen und Basreliefs, ja vielleicht an einigen Gemälden bekommen; ein wünschenswerdiger Umstand, der den Zweifel in Hinsicht des Zustandes der Vollkommenheit entscheiden würde, zu welcher es die Alten in dieser Kunst gebracht haben. Auch könnte man vielleicht Handschriften von einigen Werken entdecken, die uns unbekannt oder mit denen wir bloß durch Bruchstücke bekannt sind. Zur Ausführung dieser Zwecke müßte die Regierung den Widerwillen der Eingebornen zu überwinden versuchen, welchen sie gegen solche Nachforschungen hegen; sie bieten allen Widerstand auf, welchen Unwissenheit, Vorurtheile, besonders aber Habsucht einem solchen Unternehmen in den Weg legen. Die jetzige Regierung könnte sich auf diese

Art sehr um die Künste und Wissenschaften verdient machen, wenn sie Nachgrabungen zu Salona unternehmen ließe oder begünstigte; hier hätte sie nicht mit dem Eigennutze zu kämpfen, wie zu Spalatro, Pola und Zara. An den letzten Orten würden die Wohnungen einzelner Privatleute beschädigt werden, aber in dem großen Umfange der Stelle, wo Salona gestanden hat, stehen bloß etliche elende Hütten und eine kleine Kirche; das Ganze kann kaum ein Dorf genannt werden. Solange als drei Hölen geschont werden, welche die Einwohner für die Gräber des heil. Dominikus, des heil. Athanasius und des heil. Mainier ansehen, welche nach ihrer Behauptung Bischöfe zu Salona gewesen seyn sollen, und welche sie allen Reisenden als der Verehrung werth zeigen, würden sie auch ihnen Nachgrabungen erlauben, besonders wenn sie eine geringe Belohnung dafür bekämen.

Fortis bemerkt, daß der Text des Cäsars verdorben seyn müsse, weil er sagt, Salona läge auf einem hohen Hügel (Salona in edita

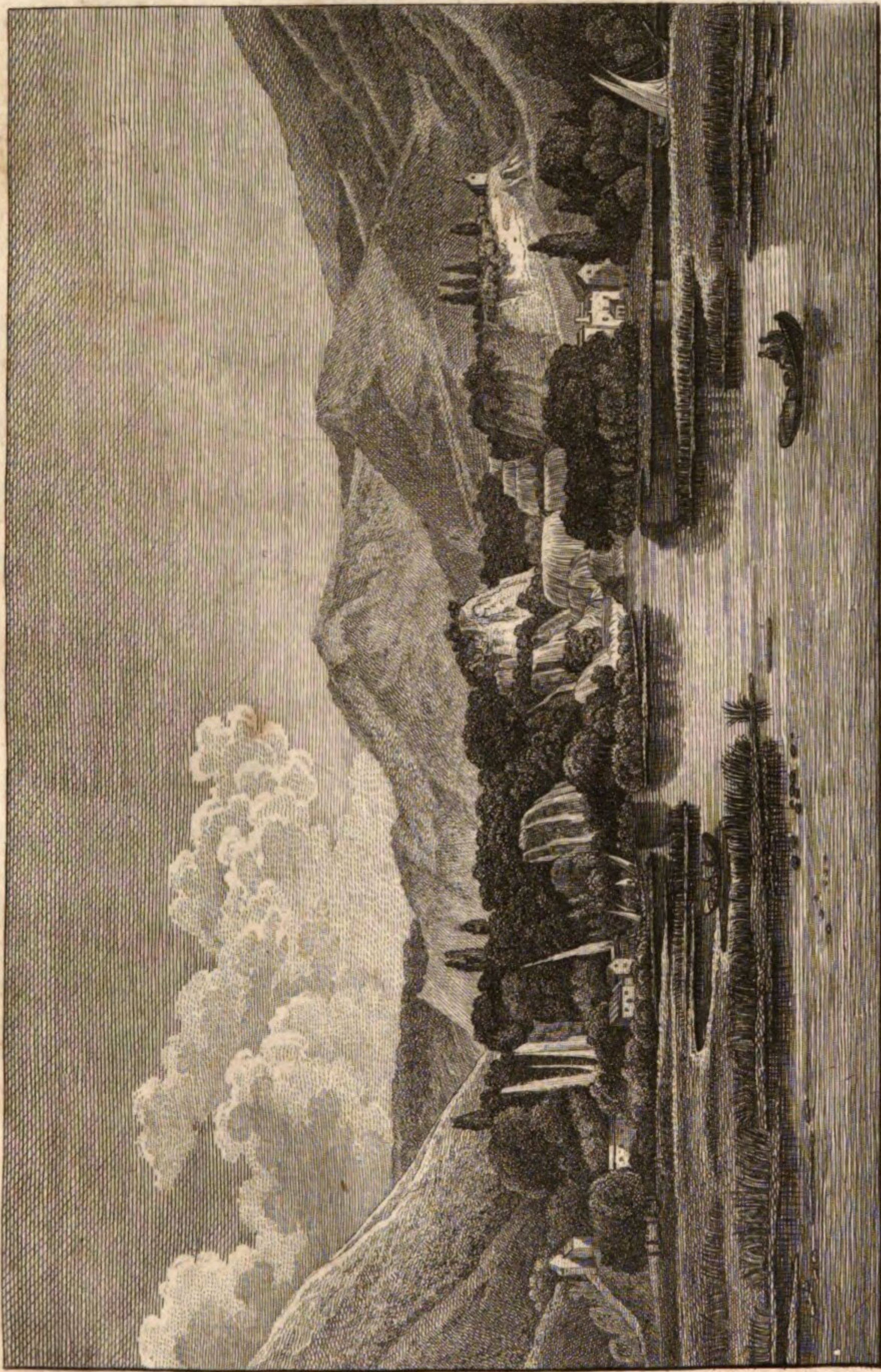
colle *). Es ist nicht anzunehmen, fährt er fort, daß er mit der wirklichen Lage eines so bekannten Ortes unbekannt gewesen sey; ich bin der nämlichen Meinung. Cäsar muß auf Anderium gedeutet haben, das in der Nähe von Salona lag, und seine unwissenden oder sorglosen Abschreiber verwechselten beide Orte mit einander; allein Irrthümer über die geographische Lage der alten Städte trifft man sehr häufig an, besonders in Hinsicht solcher, welche in diesem Theile von Europa standen. Es war der Syader, der bei Salona vorbeifließt, und der auf dem Berge von Elissa entspringt, dessen Gewässer so voll köstlicher Forellen waren. Fortis erwähnt, er habe ein Werk gelesen, dessen Verfasser behauptet, der Grund, warum sich Diocletian nach dieser Stadt zurückgezogen habe, sey der Genuß dieser ausgesuchten Fische gewesen.

Der Weg, welcher von Salona nach Elissa

*) Cäsar sagt von Salona (de bello civili libr. III. c. 9.): oppidum et loci natura et colle munitum.

führt, hatte den Namen *via Gabinia*; eine Aufschrift, welche *Spon* entdeckte, erwähnt diesen Umstand. Die Entfernung *Salona's* von *Cliffa* ist eben so groß als jene *Salona's* von *Spalatro*. Herr *Cassas* dehnte seine Reise nicht bis zu dieser Festung aus, welche an der äußersten Grenze des ehemaligen venetianischen Dalmatiens liegt, und welche *Plinius* *Mandetrium*, *Ptolomäus* *Andecium*, *Strabo* *Andetrinum* und *Dio Cassius* *Anderium* nennt. Die Beschreibung, welche der letzte Schriftsteller von der Belagerung dieser Stadt durch *Tiberius* im illyrischen Kriege liefert, beweiset, daß dieser Ort damals eben so fest war als jetzt. Es kostete *Tiberius* viel Zeit und Mühe, ehe er ihn eroberte. Als ihn die Venetianer von den Türken bekommen hatten, befestigten sie ihn noch mehr.

Die Einwohner von dem Dorfe, welche um die Stelle *Salona's* wohnen, sind *Morlaken* und ihre Sitten, Kleider und Beschäftigungen sind oben beschrieben worden.



Canva del.

Ansicht des Wasserfalls der Kerka.

Blauholz 10.

Ansicht des Wasserfalls der Kerka.

Der Golf, oder wie er eigentlich heißen sollte, der See, auf welchem Sebenico liegt, ist der Behälter der Gewässer, welche den See von Scardona bilden, ehe sie das Meer erreichen. Drei Flüsse, die Kerka, die Goduchia und die Tujossa fallen in den zuletzt erwähnten See, welcher in den von Sebenico durch einen Kanal läuft, der beinahe drei Stunden lang ist; der See von Sebenico steht mit der See durch einen andern Kanal in Verbindung, welcher der heil. Antoniuskanal heißt. Den Letztern fuhr Herr Cassas auf seinem Wege nach Sebenico hinauf, ehe er nach Scardona kam, um den Wasserfall der Kerka zu besehen. Diese Seen und überhaupt die drei eben erwähnten Flüsse haben Ueberfluß an Fischen, besonders an Kalen und Forellen, die sehr geschätzt werden. Auch liefern

sie eine große Menge Krabben, welche die Dalmatiner, Schilloni nennen, und welche die Eingebornen sehr gern essen. Diese Krabben sind ungefähr eine Hand breit. Der Thunfisch erscheint auch alle Jahre zu einer gewissen Zeit hier, aber die Bewohner der Ufer und Küsten sind so träg, daß sie wenig Vortheil von den Reichthümern haben, die ihnen die Natur auf diese Weise anbietet. Allen Ertrag der Fischereien verzehren die wenigen Großen, die unter ihnen leben.

Der Ackerbau ist eben so vernachlässigt, obschon die beiden Seen von Hügelchen umgeben sind, welche bloß den Pflug erfordern. Dieselbe klägliche Trägheit ist Ursache, daß auch die zahlreichen und vorzüglichen Marmorbrüche unbenutzt bleiben, ob sie schon sehr viel eintragen würden, wenn sie sich in den Händen eines fleißigen Volkes befänden. Eine große Quelle des Reichthums würden auch die zwei Arten von Manna abgeben, wenn sie die Einwohner zu benutzen verständen; die Eine gewinnt man durch Einschnitte, wie in Toscana und Kalab-

brien von der Esche: die Andere, welche bloß eine Art mehlartigen Kornes ist, von einer Art von Gras, dergleichen in der Gegend der Stadt Cra-
cau wächst.

Ehe man nach Scardona kommt, sieht man am Ufer, zwischen den Flüssen Goduchia und Sujossa einige Spuren römischer Denkmäler; hier sind ebenfalls einige Ueberreste eines römischen Pflasters und die Ruinen eines alten Tempels. Ohn-
streitig würde man noch mehrere wichtige Bruchstücke aus dem Alterthume bemerken, wenn sie nicht unter dem Wasser begraben wären, welches ohne Zweifel in dieser Nachbarschaft höher worden ist, wie man aus dem Damme sieht, welcher sonst die Landzunge, die die Mündungen der beiden Flüsse trennt, mit dem sogenannten Sustipanaßfelsen verband, auf welchem der Tempel stand; denn dieser Damm ist jetzt ganz mit Wasser bedeckt und nicht mehr sichtbar, obschon sein Daseyn in seinem vollkommenen Zustande noch durch Sondiren nachgewiesen werden kann.

Herr Cassas hielt sich nur kurze Zeit zu Sebenico auf. Da er willens war, den berühmten Wasserfall der Nerka zu besuchen, so mußte er weiter ins Innere des Landes reisen. Er schiffte sich daher wieder ein, fuhr nochmals den Kanal hinauf, welcher den See von Sebenico von jenem von Scardona trennt, und langte bald darauf in der zuletzt erwähnten Stadt an.

Scardona, das von den Türken Skardin genannt wird, ward für einen Theil der europäischen Türkei angesehen, und liegt nahe an der Mündung der Nerka, nicht gerade am adriatischen Meerbusen, sondern am See, welcher den Namen von dieser Stadt hat, oder wovon diese vielleicht den ihrigen herleitet. Einst war es ein berühmter Ort, jetzt aber ist er von weniger Bedeutung; jedoch hat er Mauern, und wird von zwei kleinen Forts vertheidigt. Im Jahre 1120 wurde der bischöfliche Sitz von Tadera hierher verlegt, und seit dieser Zeit ist es immer der Sitz eines Bisthums gewesen, welchen der Weihbischof von Spalatro inne hat.

Die Türken und Venetianer haben sich einander beständig diesen Ort streitig gemacht. Die Ersten eroberten ihn im J. 1352, und behielten ihn 170 Jahre. Im J. 1520 hülften sie ihn wieder ein, bald darauf aber nahmen sie ihn von neuem ein, und so ist er abwechselnd bald im Besitze dieser, bald jener Macht gewesen. Von diesen unglücklichen kriegerischen Ereignissen und von der Unwissenheit, worin seine Einwohner so viele Jahrhunderte geblieben sind, rührt sein gegenwärtiger elender Zustand her. Die Anzahl der Einwohner ist sehr klein. Die schönen Denkmäler, welche die Alten daselbst erbauet hatten, sind gänzlich zerstört, und man kann sich kaum eine Vorstellung machen, daß dieser Ort die schöne Stadt Liburnia und der Platz war, wo sich die Stände der Provinz versammelten. Demohngeachtet wäre bloß eine aufgeklärte Regierung nöthig, um die Stadt in kurzem wieder in einen glücklichen Zustand zu bringen. Der Boden ist vortrefflich, und ist berühmt wegen seiner herrlichen Feigen, wegen seiner wohl-schmeckenden Weine und seiner reichlichen Weiden.

Der Fluß, welcher den herrlichen Wasserfall bildet, ist der, welchen die Alten Titius nannten und welcher sonst Liburnia von Dalmatien trennte. Die gegenwärtigen Einwohner nennen ihn Nerka oder Karfa. Der gelehrte Fortis drang bis zu seiner Quelle hinauf und sah, daß er nicht allein nicht so weit ins Land hineingiang, als man geglaubt hatte, sondern daß auch die besten Geographen diesen Fluß mit einem Strome verwechselt hatten, der von den Bergen herabkommt, die Heršowa heißen, und der bloß mit Wasser durch Gewitter versorgt wird. Folgender Umstand ist die Veranlassung der Irrthümer der Erdbeschreiber gewesen. Das obere Bette des Stromes liegt über hundert Fuß über der Grotte, in welcher die Nerka entspringt; wenn er daher durch Wasser von Gewittern oder durch Schneeschmelzen anschwillt, so stürzt er sich mit Gewalt von dieser Höhe herab, und man kann behaupten, daß er an dieselbe Stelle hinfällt, wo die Nerka entspringt. Es scheint, als wenn das Bette dieses Flusses bloß eine Fortsetzung des

Stromes, oder daß der Strom die Quelle der Kerka selbst wäre; dies ist aber nicht der Fall; denn im Sommer, wenn der Strom trocken ist, und man sein Bett, das beinahe dreißig Fuß breit ist, untersuchen kann, ist kein Wasserfall an dieser Stelle, und man sieht die Kerka groß und majestätisch aus ihrer Grotte herauskommen.

Jedoch ist gewiß, daß der Name von Quellen mit Recht den Gewässern gegeben werden kann, welche aus dieser Grotte kommen; vielleicht sagte man richtiger, „hier beginnt der unterirdische Fluß das Tageslicht zu erblicken;“ denn sein Lauf ist auch hier breit und tief; dies weiß man, seitdem Fortis versucht hat, mit Fackeln denselben eine Strecke hinaufzufahren. Er ist der Meinung, daß, wenn er ein stärkeres Fahrzeug gehabt und gehörige Vorsicht gebraucht hätte, um sein Licht vor den Wassertropfen zu schützen, welche in Menge vom Felsen herabtröpfeln, er viel weiter hätte hinauffahren können, obgleich die Schnelligkeit des Stroms und die Schwierigkeiten, welche die Stalaktiten oder eine Art von

Sandsteinen veranlassen, welche in diesen Gegenden sehr gewöhnlich sind, seiner Fahrt Hindernisse in den Weg legen. Obschon dieser Stein insgemein der Kerka-stein heißt, so trägt das Wasser dieses Flusses doch nichts zu einer solchen Art von Steinen bei, sondern dies thut das Wasser der höhern Ströme, unter andern der zuletzt erwähnte Strom. Diese Art von Stein braucht man hier mit Vortheil zum Bau von Häusern; die Blöcke sind leicht zu hauen; sie sind äußerst leicht und folglich von großem Werthe zu gewölbten Werken oder zu Gewölben. Hr. Cassa's hatte nicht Zeit genug, bis zu den Quellen der Kerka vorzugehen.

Ehe wir von dem schönen Wasserfalle von Scardona sprechen, ist es nöthig, eine Vorstellung von dem Flusse zu geben, welchem er sein Daseyn verdankt.

Der Wasserfall von Scardona, der Einzige, welchen Herr Cassa's besucht hat, ist der fünfte und letzte, welchen die Kerka auf ihrem Laufe macht. Auch ist er der größte und majestätischste,

obschon jener von Nochislav, der einige Meilen weiter hinaufliegt, ebenfalls merkwürdig ist. Es ist zu bedauern, daß Herrn Cassas die Zeit nicht erlaubte, bis zu diesem Orte hinauf zu reisen; wir würden ihm alsdann nicht bloß eine Nachricht von demselben zu verdanken gehabt haben, sondern er würde uns auch etwas von dem alten Burnum oder Liburnia erzählt haben (die Schriftsteller weichen in Ansehung des Namens von einander ab). Die Trümmer dieser Stadt bestehen in Steinen, die an dem Wege hin zerstreuet liegen, welcher an die Kerka stößt. Viele derselben findet man oft innerhalb einer Meile (mile) und Mehrere haben noch Aufschriften, ob sie schon sehr verwittert sind. In dem ganzen Umfange steht bloß noch ein Gebäude, das drei Bogen enthält. Einer derselben ist weit höher und breiter als die beiden Andern, und hat ein und zwanzig Fuß im Durchmesser.

Da der Höchste von diesen Bogen die Kleinern nicht von einander trennt, so sieht man leicht ein, daß auf der andern Seite desselben auch kleine

Bogen gewesen seyn müssen. Dies lehrt auch der Anblick des Ursprungs des Bogens an der äußern Façade Einer der Mauern, die ihn tragen; allein es läßt sich nicht leicht ausmachen, ob mehr als fünf Arcaden gewesen sind; daher rührt die Ungewißheit über den wirklichen Umfang dieses Gebäudes. Seine Dicke giebt keine Veranlassung, es als eine Brücke anzusehen und seine Form stimmt nicht mit der einer Wasserleitung überein; denn in diesem letzten Falle müßte man annehmen, daß sich ansehnliche Massen des Gebäudes über die kleinen Bogen erhoben hätten, um das Gleichgewicht mit den Größern zu behaupten. Es entsteht daher die Frage, ob es nicht der Eingang in einen Tempel oder den Porticus eines Pallastes gewesen sey. Dies ist aber ebenfalls schwer zu bestimmen, und wenn diese Schwierigkeit nicht durch einige Aufschriften gehoben wird, die man durch Nachgraben erhalten könnte, so muß man annehmen, daß hierüber gar keine Nachricht zu erhalten ist.

Einige Meilen über die Ruinen hinaus, zwischen

dem Kloster des heiligen Erzengels und *Rochislav* ist der Wasserfall, welcher den letzten Namen führt. Wenn sein Fall nicht so groß ist, als jener zu *Scardona*, so ist sein Anblick doch nicht weniger auffallend, ob er schon einen verschiedenen Charakter hat; der Fluß ist hier von einer beträchtlichen Breite. Eine Brücke von sechszig Bogen (ein altes Werk der *Türken*), einige Mühlen und mehrere Hütten sind die mahlerischen Gegenstände, mit denen die Kunst die Landschaft bereichert hat. Eine ansehnliche Anzahl kleiner Inseln theilen das Fußbette in Kanäle, die von hohen Bäumen beschattet werden. Der Wasserfall besitzt nicht das Einförmige großer Catarakten; er besteht nicht aus einer ungeheuren Wassermasse, die ganz in einen Abgrund hinabstürzt, sondern aus zwanzig Bächen, welche sich in Ansehung ihrer Gestalt, Breite und Schnelligkeit ihres Hinabfallens unterscheiden. Einige davon schießen kühn über die Felsenspitzen hinweg, und lassen diese unter dem Regelschnitte, den sie durch ihre Form beschreiben; Andere fließen leicht durch Felsenspalten, welche ihr

Wasser gemacht, dessen Lauf seit Jahrhunderten fortgedauert hat; noch Andere schlagen ungestüm an die vorspringenden Bruchstücke an, die sie mit ihrem schneeweißen Schaume bedecken, verlassen sie mit einem furchtbaren Getöse, gehen von einem Hindernisse zum Andern fort, fallen von beträchtlichen Höhen herab, prallen zurück, stürzen endlich hinab und verlieren sich in einem allgemeinen Bette; wieder Andere, immer sanfter auf ihrem Fortgange und dunkel auf ihrem flüchtigen Laufe, haben sich einen Durchgang mitten durch die Gebirge gebrochen, wovon sie langsam ins untere Flußbette kommen, und ihre ruhigen Bogen mit dem Ungestüm derer von den höchsten Wasserfällen vereinigen. Wenn aber dieser Wasserfall durch die angenehme Mannigfaltigkeit seiner zahlreichen Ansichten dem Wanderer einen auffallenden Gegenstand zeigt, so kann man doch nicht leugnen, daß seine Reize durch den erhabenen und majestätischen Anblick des Wasserfalls von Scardona vernichtet werden; vielleicht giebt es kein ähnliches Schauspiel auf der Erde, die Wasserfälle des Niagara ausge-

nommen, daß mit diesen Festern an Pracht verglichen werden kann.

Dies unvergleichliche Schauspiel machte auf Gasfas einen solchen Eindruck und erregte seine Bewunderung in einem so hohen Grade, daß wir es mit seinen eigenen Worten beschreiben wollen, um auf diese Art den Leser in den Stand zu setzen, sich selbst in einer Entfernung von vier bis fünf Meilen von Einer der herrlichsten Ansichten von der Welt und zwar vor derselben eine Vorstellung zu machen.

„An der Stelle, wo ich annehme, daß unser kleines Fahrzeug vor Anker gieng, ist die Nerka am breitesten. Ihr ruhiges und helles Wasser scheint mehr über einen Leimboden hinzugleiten, als über denselben hinzurollen; auf ihrer Oberfläche spiegelt sich der schwankende Kornstengel, der an ihren Ufern steht. Die fast unmerklichen Grenzen des Flusses erlauben dem Auge, in der Entfernung über die Wiesen hin zu schauen, oder auf den grünen Ebenen zu verweilen, die mit Blumenschmelz geschmückt sind, und deren glänzende Farbe die graulichen Abhänge

der Felsen und andere unfruchtbare Erhöhungen noch wilder und mahlerischer macht; die ungleichen Seiten der Felsen machen die Grenzen des Thals aus. Das weiße dreieckigte Segel, kaum von den Zephyrn angeschwellt, sieht man langsam die zerbrechliche Barke auf dem crysthellen Strome dahin führen, geleitet von den geistlosen und enterbten Dalmatiern, die aus Faulheit, selten durch Rudern den glatten Strom stören. Hier herrscht eine milde und sanfte Melancholie. Die Flöte des Schäfers, der in einer Felsenhöhle ein illyrisches Liedchen bläst, das sein Gedächtniß von dem seiner Vorfahren erbt, verbreitet an den Seiten der Berge hin Klage töne. Das schauerliche Getöse des Wasserfalls vermindert sich nicht und da es ununterbrochen fortbauert, so scheint es die allgemeine Einsamkeit nicht zu stören.

Da sich das schmale Thal, durch welches die Nerka läuft, rechts in einer schiefen Richtung senkt, so scheinen die Berge, welche sie auf beiden Seiten befränzen, sich hinter dem Wasserfalle mit einander zu vereinigen, oder ihn in eine halbzirkelförmige

Gestalt einzuschließen. Die buschigten Bäume, die Weiden und Pappeln, welche den vordern Theil dieses Schauspiels verschönern und sich über die Dämme oder Terrassen erheben, gestatten dem Auge nicht, den Lauf des Flusses zu beobachten, ehe er an die Stelle kommt, wo der Fall seinen Anfang nimmt; allein man kann ihn leicht aus einer bläulichen Wolke oder einer Art von leuchtendem Dunst erkennen, welchen die Durchsichtigkeit des Wassers im Contraste mit dem Azurblau des Himmels, wagerecht längs den Grundlagen der Berge hin, zurückwirft. Ueber das schöne Grün der Bäume, die sehr trefflich gruppiert sind, und über die weite und holprichte Abdachung hin unter einander zerstreuet stehen, welche das Thal begrenzt, sieht man eine Menge großer Berge hervorragen, deren Unfruchtbarkeit und graues Ansehen einen auffallenden Contrast mit der kräftigen und glänzenden Schattirung machen, mit welcher der Vordergrund verschönert ist. An dem linken und höchsten Ende dieser Abdachung ist das einsame Thürmchen einer kleinen und bescheidenen Capelle, die einige

andächtige Menschen erbauet haben. Man muß gestehen, daß der Anblick dieser kleinen Capelle auf das Herz einen angenehmen Eindruck macht; ja, hier kann der Mensch in der That sich die erhabenste Vorstellung von der göttlichen Allmacht machen; die großen Begebenheiten der Natur sind die vorzüglichsten Zeugnisse der Gottheit; denn keine Menschenkraft würde es dahin gebracht haben, einem Flusse durch Felsen eine Bahn zu öffnen, die bloß dahin gestellt zu seyn scheinen, ihn in seinem Laufe aufzuhalten. Die Gottheit lehrte den Fluß, hier durch diese grünen und dicken Massen von Bäumen zu schießen, deren majestätische Vorderseite die lange Felsenkette, die ihm seinen Durchgang streitig macht, beschattet und sie vor den Augen verbirgt. Die Wirkung scheint durch Zauberei hervorgebracht zu seyn; es scheint, als ob die große Menge von Strömen aus den Gipfeln der Bäume hervorkäme oder von ihnen zurückgetrieben würde, da ihr elastischer Dunst sich offenbar längs dem Gipfel des Waldes hin bewegt. Links von diesem erhabenen Schauspiel erblickt

man den ganzen Fluß, als ob er keine Lust habe, die große Anzahl von Strömen zu sammeln, die ihn im Thale verlassen haben. Hier steigt er in seiner ganzen Macht und Majestät von drei verschiedenen auf einander folgenden Erhöhungen herab; die Oberfläche des Wassers scheint durch die Schnelligkeit seines Falles eine höhere Politur zu bekommen und mit dem reinsten Crystall zu wetteifern.

Am Fuße der ersten drei Simse oder Stufen, wo sich der Fluß theilt, durchschneiden die vereinigten Wipfel etlicher Bäume, deren Stämme durch eine Menge von Gegenständen im Vordergrund versteckt werden, mit einer grünen Linie die ganze Breite des Wasserfalls, aber je näher das Wasser kommt, desto mehr breitet es sich aus. Eine halbzirkelförmige Terrasse, welche ihren gewaltigen Stoß über den Abgrund ausbreitet, der ihn aufnimmt, hemmt auf diese Art seine Schnelligkeit. Die ungeheuere Wassermenge füllt die edle Einfassung dieser langen und großen Terrasse aus; der Boden scheint in der Entfernung vor der Macht des Falls zu zittern; die

Luft, welche das Wasser aus ihrer Stelle bewegt, scheint anfänglich zu zischen oder zu seufzen; dieser Ton nimmt endlich zu, und das Getöse wird so schrecklich, daß es das Ohr nicht aushalten kann; wenigstens kann das Auge die Größe des Anblicks nicht fassen, und der Geist kann das schauerliche Ansehen des Ganzen nicht genug bewundern.

„Wenn aber der Wanderer Lust hat, den Wasserfall genauer zu betrachten, und sich deshalb diesem großen Werke der Natur noch mehr nähert, dann ändern sich die verschiedenen Umstände, welche in der Entfernung eine Art von Zauberkraft erlangten, aus welcher man sie sah, und die Ordnung, die Einrichtung und die Einheit, welche vorherrschend zu seyn scheinen, so lange man nicht alle Kleinigkeiten betrachten kann; alles hat sich verändert und man bemerkt nichts als Verwirrung, ein Chaos oder die schrecklichste Zerrüttung; dann sieht man nicht mehr jene Einheit der Massen, jene Schönheit der Gruppen und jene Majestät in der Vereinigung, aber man erblickt unzählige zerrissene steile und zerstreute

Felsen mit fürchterlichen Spizen, welche hinter dem Wasser und den Bäumen hervorzukommen scheinen. Es ist nicht länger mehr ein Fluß, sondern ein Meer, das gegen die gestaltlosen Massen, die es in seinem Laufe aufhalten, anprallt und antobt. Diese, die stets angegriffen werden und immer Widerstand leisten können, scheinen den Kampf vom Anbeginn der Welt bestanden zu haben, während ihr schrecklicher und flüchtiger Eroberer sie anfällt und besiegt, dann hinweggeht und ins Meer fällt. Wenn er in Dünsten emporsteigt, so vergrößert er die Wolken, welche Stürme bringen, und auf diese Art theilt er sich wieder der Erde mit und setzt sie in Stand, ihre unermüdete Laufbahn, vielleicht nach Jahrhunderten von neuem zu beginnen.

„So prächtig aber auch ein solches Schauspiel scheinen mag, so giebt es doch Zeiten und Umstände, wo sein Pomp dem Wechsel unterliegt; z. B. wenn bei der Rückkehr des Frühlings der Schnee schmilzt und das Flußbette anschwellt, oder wenn im Som-

mer das Wasser durch ein zufälliges Gewitter vermehrt wird. Bei solchen Gelegenheiten verändert der Wasserfall gänzlich seine Gestalt und zeigt nicht länger mehr jene zahllose Menge von Veränderungen, deren Anblick ihm so viele Reize und Schönheiten verleiht; er wird gleichsam ernsthafter oder vielmehr unermesslicher, und vielleicht eben deshalb edler, aber weniger reizend. Zu einer solchen Zeit verbirgt die ungeheure Wassermasse zum Theil die Felsen, welche ihre Schranke bilden, ja selbst die Bäume, welche zu andern Zeiten zwischen ihren spitzigen Gipfeln zu spielen schienen; bisweilen werden alle diese Gegenstände durch die ungeheure Ueberschwemmung versteckt. Alsdann nimmt der Fluß die ganze Breite des Thales ein, und theilt sich nicht mehr in Ströme, sondern rollt über Felsen hinweg, und scheint sie in seinen Eingeweiden zu begraben. Die Stärke hat sich hundertfältig vermehrt; der Fall ist schrecklich und das Getöse dauert unaufhörlich fort. Auf seinem Laufe nimmt der Strom Bäume, die er mit der Wurzel ausgerissen hat, Trümmern von Hütten und

tobte Thiere mit fort, die durch seine schnelle und unerwartete Wuth ihren Tod gefunden haben.

Nachdem Herr Cassas, so lange als möglich, an dieser Stelle verweilt hatte, um seine Neugierde zu befriedigen, fuhr er wieder die Rerfa hinab, um sein Fahrzeug zu erreichen, das er zu Sebenico vor Anker gelassen hatte, und worin er seine Reise nach Spalatro fortsetzen wollte. Ehe er sich jedoch wieder einschiffte, besah er noch flüchtig das Thal und den Flecken Glosella, der rechts an der Einfahrt in die Bucht und den Kanal von Sebenico liegt.

Das Thal von Glosella ist eine Halbinsel oder eine lange Erdzunge, welche zwischen dem Kanale von Zara und dem See von Brana hinausgeht und zuletzt durch einen äußerst schmalen Isthmus mit dem hohen Berge zusammenhängt, der rechts von der Bucht von Sebenico ist. Der Anblick dieses Thales ist wegen der Trockenheit der Berge, wegen ihrer tiefen Spalten und der Unfruchtbarkeit des weni-

gen Erbreichs oder vielmehr des Staubes schrecklich, welcher sich in ihren Klüften gesammelt hat. In diesem unbekannten Winkel der Welt lebt ein Schlag von Menschen, der der wildeste, oder vielmehr der schwächste und roheste in ganz Dalmatien, ja vielleicht auf dem ganzen festen Lande von Europa ist. Dieser ganz herabgesunkene Menschenschlag hat keinen andern Trieb als jenen zur Zerstörung. In diesen Bezirken findet man weder Getraide, noch nützliche Pflanzen, weder Bäume noch Früchte; dies unglückliche Volk vernichtet ohne Ursache und Klugheit alles, was das Land zu seinem Lebensunterhalte hervorzubringen versucht; man wird sich eine Vorstellung von seiner Unwissenheit machen können, wenn man weiß, daß, während es Bäume, Getraide, ja selbst Gras ausreißet, es Binsen, Ginster und Dornen verschont. Da diese Menschen durch eine solche Raserei ganz unwürdig worden sind, die nöthige Nahrung zur Unterhaltung ihres elenden Daseyns zu finden, so müssen sie von Seemuscheln und andern Fischen leben, welche die See auf dem Sande liegen

läßt, oder welche ihnen das Mitleid einiger Fischer aus den benachbarten Gegenden schenkt. Ohne Sorgen, ohne Kraft, ohne Fleiß, ja selbst ohne Gedanken sitzen sie den ganzen Tag vor den Thüren ihrer elenden Hütten oder auf den Felsen, die sie umgeben. Ihr Gesicht ist blaß, von der Sonne aufgesprungen, und von Schmutz ekelhaft; ihre Blicke sind schrecklich; ihr Haar ist schwarz und struppig; ihr Leib mager; die Gestalt ohne gehörige Verhältnisse; sie sind mehr furchtsam als verdorben; mehr roh als wild; sie scheinen nicht der einfachsten Vorstellungen fähig zu seyn, und sind eben so dumm im Begreifen als im Behalten und Nachahmen; sie scheinen keinen Begriff davon zu haben, daß die Welt etwas Nützliches, Zweckmäßiges oder Angenehmes liefern könne.

Wollte man dies Volk als Wilde schildern, so würde man dem Menschengeschlecht ganz unrecht thun; denn es besitzt weder die Offenherzigkeit noch die Einfachheit, weder den Stolz noch die Unabhängigkeit der Letzten. Die Wilden sind der erste Ring in der Kette der menschlichen Natur. Dies Volk scheint

der Letzte zu seyn. Sein Ursprung ist unbekannt; man behauptet aber, es hätte sich ehemals den Türken furchtbar gemacht. Dürfte man eine Vermuthung wagen, so könnte dieser Umstand, der ohn-
streitig seinen Ursprung in einigen dunkeln Sagen hat, auf die Meinung führen, daß dies Volk die unglücklichen Ueberreste der Uskoken oder Slavonier seyn, die unter dem Drucke, den sie aus-
standen, auf immer nicht bloß die Würde, sondern sogar den Verstand und die Vernunft der menschlichen Natur verloren haben.

Diese Bemerkungen des Herrn Cassas stimmen mit der Meinung des berühmten Fortis überein, der, wenn er von der Naturgeschichte dieses Theils der Gegend von Sebenico und von der großen Menge Fische spricht, die zu allen Jahreszeiten sich in der Umgebung von Glosella einfinden, sagt:
„ungeachtet der Menge und Mannichfaltigkeit dieser Fische vernachlässigen doch die faulen Einwohner von Glosella alle Vortheile, die sie davon haben könn-
ten; den ganzen Tag bringen sie im Freien zu und

verzehren ohne Brod, ja oft ohne zu kochen, alle Fische, die sie habhaft werden können. Im Frühlinge leben diese trägen Landleute bloß vom Tintenfische, den sie auf die Art fangen, daß sie Baumzweige in die Flüsse tauchen, an welche sich dieser Fisch anhängt, um zu laichen. Kostet es mehr Mühe, sich diese Art von Nahrungsmitteln zu verschaffen, so würden sie, glaube ich, eher verhungern als zu ihnen ihre Zuflucht nehmen. Sie sind Feinde, sowohl ihres eigenen Glücks, als der Wohlfahrt Anderer; denn um sich der Einführung der Zugneze zu widersetzen, welche ihnen ihr Herr, der Abbate Hieronymus Draganiß Barenzio zu lehren versucht hatte, warfen sie große Steine in die Teiche, Flüsse und an die Ufer, obschon diese Art zu fischen für sie die größte Wohlthat gewesen wäre."

Die Uskoken.

Die Uskoken oder Uscochen haben ihren Namen von dem Worte Skoko, welches Ueberläufer bedeutet. Sie sind ursprünglich Illyrier; denn ihre Sprache ist die illyrische; auch ihre Tracht und ihre Sitten stimmen mit denen der Illyrier überein. Ihre Wohnsitze sind die hohen Uskokengebirge, Mittelkrain, Servien, Croatien, und in dem Thale Slosella. Die Zahl der Uskoken soll nicht groß seyn; nach einer Angabe soll sie nicht über 2000 betragen. Sie sind stark vom Körper und schnelle Läufer. Ihre Beschäftigung besteht im Rauben und in der Viehzucht; ihre Nahrung und ihr Handelsartikel ist das Vieh. Sie sind griechisch nicht unirter Religion; sie werden in mannbarem Alter getauft, und beichten im Dreißigsten. Sie sind die Rohesten unter allen illyrischen Völkern; sie wan-

bern Theils noch herum, sind flüchtig, und werden dann verfolgt.

Aus dem türkischen Dalmatien sind sie zuerst nach Glissa gekommen; denn als im J. 1420 die Türken zuerst Dalmatien angriffen, zog der clissaer Graf mehrere altgläubige bosnische und serbische Flüchtlinge an sich, und vertheidigte mit ihnen sein Land gegen die Türken. Die Uskoken aber giengen später, durch die Türken gedrängt, nach Beng, welches sie 1537 von Ferdinand I. erhielten. Im J. 1557 hatten die Türken alles bis auf diese Stadt erobert, späterhin kamen die Venetianer und machten Eroberungen.

Die Uskoken blieben Räuber und fochten bald mit den Venetianern, bald mit den Türken, bald mit beiden zugleich und trieben Seeräuberei. Selbst noch im 16. Jahrhunderte griffen sie in Gesellschaft von Türken die österreichischen Besitzungen an, und dies war die Ursache, warum man sie von der türkischen Grenze entfernte, und sie 1616 nach Krain

in das Uskokengebirge versetzte, das nunmehr von ihnen seinen Namen erhielt.

Die Uskoken nennen sich am häufigsten Serbli, und scheinen dadurch andeuten zu wollen, daß sie aus Grosservien oder dem Lande der alten Mosier nach Dalmatien gekommen seyn. Manche wollen sie wegen ihrer Sitten von dem Caucasus, besonders von den Tscherkessen abstammen lassen. Sie sind unbeständig und grausam, mit den größten Nahrungsmitteln zufrieden, und verbinden mit der Gewohnheit des Hirtenlebens solche, welche eine Folge der Raubsucht sind. Auch haben sie mit den Tscherkessen Aehnlichkeit in Ansehung ihrer Gesichtsfarbe, der Stärke und Schönheit ihrer Körpergestalt, ja selbst durch ihre Tracht, welche mit jener der Tscherkessen übereinstimmt.

Die Uskoken haben eine Vorliebe für die Gebirge, beschäftigen sich vorzüglich mit der Schaaf- und Ziegenzucht, und legen sich aufs Stehlen. Sie sind daher unstät und ihre Armuth ist außerordentlich groß. Ihre Wohnungen sind denen der Croa-

ten ähnlich, aber noch kleiner. Oft bestehen sie bloß aus einem Gemache für das Vieh und aus einem Andern für die Menschen. Häufig ist der Erdboden der Heerd. In den Dörfern hat man bessere Häuser. Jede Familie verfertigt sich selbst ihre Kleider; die Weiber spinnen beständig, selbst auf ihren Reisen und bei ihren Gängen. Ihre vorzüglichsten Lustbarkeiten sind die Freudenfeuer zur Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, an welchen alles Antheil nimmt. Auf den Anhöhen, seltener am Eingange des Dorfs, errichten sie einen großen Scheiterhaufen, wozu sie das Holz aus den nahen Wäldern holen, und stecken ihn bei Sonnenuntergang in Brand. Nun tanzen Jünglinge und Mädchen beim Schalle der Rohrpfeifen und der Sackpfeife um ihn herum den Tanz, den man Solo nennt. Dies Fest dauert auf diese Art die ganze Nacht hindurch fort; indessen kommt die Feier dieses Festes nach und nach in Abnahme, weil die Wälder dadurch zu vielen Schaden leiden. Bisweilen springen die jungen Bursche über die Flammen, wo sie keine geringe Gefahr laufen.

In manchen Gegenden macht man am Johannis-
tage andere Feuer an, welche die Dalmatier Co-
leda nennen.

Zum neuen Jahre küssen sich die Uskoken und
freuen sich über die Art, wie sie das vergangene
Jahr zurückgelegt haben. Jedoch wünschen sie sich
an diesem Tage nicht, noch eine lange Reihe glücklicher
Jahre zu leben. Sie glauben, daß es nichts nütze,
Wünsche für die Zukunft zu machen. An den Fest-
tagen betrinken sie sich gewöhnlich.

Sie sind, wie die Likaner und Dalmatier,
der griechischen Kirche zugethan, haben vor den Geist-
lichen außer der Kirche wenig Ehrfurcht, welche sich
eben so wenig durch ihre Aufführung als durch ihre
Kenntnisse empfehlen.

Die Uskoken sind, wie alle unwissende Völker,
höchst abergläubisch, und bedienen sich in Krankheiten
mehrerer Zaubermittel. Die Heirathsceremonien sind
beinahe dieselben, wie bei den Morlaken. Die
Braut reitet mit dem Dover, und zwar verhüllt
in die Kirche, wo man sie erst entschleiert: hierdurch

will man anzeigen, daß sie sich nicht mehr ins väterliche Haus zurückfinden soll. Eine Wittwe bekommt selten einen zweiten Mann. Unkeuschheit ist bei ihnen selten. Vormalß war der Mädchenraub bei ihnen nicht ungewöhnlich.

Die Tracht der Uskoken ist jener der Bewohner Nieder-Dalmatiens in vielen Stücken und jener der Wallachen oder Romani in Siebenbürgen vollkommen gleich. Die Mannspersonen tragen eine kleine rothe Mütze; die Haare sind in Zöpfe geflochten; die Schnurrbärte lang. Oft gehen sie mit bloßer Brust und bloßem Halse. Ihr Hemde (Kauvacha) hat weite Ärmel; der Rand der Ärmel, die Achselnäthe, der Kragen und der Schliß auf der Brust sind mit rothem und blauem türkischen Garne gestickt. Darüber tragen sie ein ungarisches Wamms (Gleebz), mit zwei Reihen Knöpfen, mit Schnüren und Schlingen; um den Leib haben sie eine aus Schnüren gemachte Husarenbinde in drei Rollen, worin die Handschar und die Pistolen stecken. Die Hosen (Glasche) sind lang, aus weißem Tuche; an

den Füßen haben sie Socken und Schnürschuhe (Dpanke). Im Winter tragen sie einen Ueberrock (Halja), oder auch einen rothen Mantel. Immer haben sie die Tabakspfeife und eine Art auf den Schultern.

Die uskokischen Mädchen tragen auf dem Kopfe rothe Lappchen, wie die Mannspersonen, die am Rande mit kleinen messingenen Knöpfen besetzt und im ganzen Umkreise mit Silbermünzen behängt sind. Die Haare sind in drei Zöpfe geflochten; der Eine hängt über den Rücken, zwei auf jeder Seite der Brust herab, welche Letztere mit schwarzen Riemen verflochten sind. Alle werden am Ende in einen durchlöchernten Fingerhut eingereiht, und dann mit Geldstücken und großen Büscheln der Porzelanschnecke behangen. Der Hals ist bloß; an den Vorderarmen tragen sie Armbänder aus lebernen Riemen, die mit messingenen Knöpfen besetzt sind. Das Hemde ist wie bei den Mannspersonen, nur ist es länger. Eine schmale Schürze (Preport) tragen sie vorne, eine Andere hinten; sie sind aus vielfarbiger Wolle ge-

webt, mit Fränzen besetzt, und werden mit einer rothen Leibbinde befestigt. Die Schürzen ersetzen die Weiberröcke. Sie tragen Halbhosen, die bis über die Knie reichen, Socken aus vielfarbiger Wolle und Schnürschuhe. Bei rauher Witterung haben sie auch einen schwarzbraunen Rock ohne Ärmel an, der bis unter die Knie reicht. Den Spinnrocken haben sie hinter dem Ohre befestigt und im Gürtel tragen sie ein Messer.

Die verheiratheten Weiber tragen sich, wie die Mädchen, nur sind sie nicht so gepuht, und auf dem Kopfe haben sie das leinene Tuch (Petscha), das sie gewöhnlich um das Knie winden; es ist auch mit bunter Wolle gestickt und mit blauen Quasten versehen.

Die Dalmatier (Dalmatiner).

Die Dalmatier sind Slaven und ihre Mundart nähert sich der illyrischen; sie sind sehr groß und muthig. Hierin zeichnen sich vor allen Andern die Einwohner von Gastrovitsch aus, welche die schmale Küste von Budua bis Antivari bewohnen und durch hohe Gebirge gegen die Türken geschützt sind. Der venetianischen Regierung waren sie stets sehr ergeben und sind sicherlich ein sehr altes Volk, indem sie noch mehrere, von Homer besungene, Gebräuche besitzen. Zugleich sind die Dalmatier sehr standhaft und haben ein gutes Herz; sind treffliche Krieger, aber auch Seeräuber und starke Trinker, wild und nicht folgsam. Venedigs Druck und das Elend, das sie ausgestanden, hat jedoch ihren Muth sehr gebeugt. Ihre Weiber sind stark und arbeitsam, sehen aber zu männlich aus.

Die Einwohner Ober-Dalmatiens vermischen sich in mehreren Bezirken mit den Uskokern, und besitzen daher keine so ruhige Gemüthsart, als die Bewohner der Küsten. Streifereien und Raub sind für sie ein groß Vergnügen.

Der Dalmatier besitzt eine jovialische Denkart; liebt die Unabhängigkeit und ist voller Ehrgeiz. Für einen Gutsherrn, der ihn gut behandelt, würde er sich erschlagen lassen, allein wenn er Ursache sich zu beschweren hat, verläßt er sein Feld, seine Pachtung und sucht sich einen andern Herrn auf. Auf das Wort eines Gebirgsbewohners darf man mehr rechnen als auf das eines Küstenbewohner; die Letztern heißen Primorzi.

Die Dalmatier sind treffliche Soldaten, aber noch bessere Seeleute, da sie gelehrig und von starker Leibesbeschaffenheit sind. Sie sind schön gewachsen und schlank, und haben ein sehr festes Knochengerüste. Hacquet versichert, er habe in Dalmatien keinen Verstümmelten, keinen Bucklichten, oder mit der englischen Krankheit Behafteten gesehen. —

In ihrer Sprache bedienen sie sich keiner Umschweife, sondern nennen jede Sache mit ihrem wahren Namen. Ihre Verwandten lieben sie sehr; sind große Freunde der Gastfreiheit, und setzen einen hohen Werth auf die Keuschheit. Die Kinder laufen schon vor dem ersten Jahre, und im achten oder neunten Jahre können sie wie die Fische schwimmen.

Sie sind sehr gesund, und wenn sie Krankheiten vertreiben wollen, so enthalten sie sich fast aller Speisen. Ueberhaupt ist die Hungerkur Eine der besten, ob sie schon noch nicht so im Gebrauche ist, als sie es verdient. In Dalmatien hat die Pest schon öfters große Verheerungen angerichtet. Sie nennen die Pest *Ruga*, und treffen gegen dieselbe, wenn sie ausbricht, gar keine Anstalten, um ihre Fortschritte zu verhindern. Alles, was sie thun, ist, daß sie sich ihren Heiligen empfehlen und sich dann von den Orten, wo diese fürchterlich Krankheit wüthet, entfernen.

Die Dalmatier sind, wie alle unwissende Völker, sehr abergläubisch; sie glauben an Besessene

und Beherte und an Gespenster. Die Bewohner der Gebirge beschäftigen sich mit der Zubereitung des Bauholzes zu Schiffen und Barken und mit der Verfertigung von Gefäßen, Schachteln und Bretern. Die großen Mastbäume fahren sie auf Schlitten von Baumzweigen und mit Baststricken zusammen gebunden nach der See.

Sie treiben nur wenig Ackerbau; vorzüglich kennen sie den Weinstock, den Oliven- und den Maulbeerbaum, den Letztern wegen der Seidenwürmer. Die ganze Nahrung des Bauers besteht in Schaafe- und Ziegenmilch und Käse, in dem Fleische dieser Thiere und in Hafer- oder Gerstenbrei. Der Wein ist ein ziemlich gewöhnliches Getränk. Auf den Bergen ist viel Wildpret, auf das man starke Jagdmacht. In den Gebirgsgegenden giebt es keine eigentlichen Handwerker, sondern jeder verfertigt sich das, was er braucht. Aus der Bindenrinde macht man Stricke, welche die Festigkeit jener von Hanf übertreffen.

Sie unterhalten sich mit der Jagd, der Fischerei, dem Tanze und verschiedenen Leibesübungen, unter

welchen das Steinwerfen mit und ohne Schleuder nach einem Ziele Eine der beliebtesten ist. Vorzüglich tanzen sie bei Kirchweihen und auf Hochzeiten und die Tänze sind im nördlichen Theile des Landes meistens der Colo, im südlichen aber griechische und italienische Tänze. Ihr Gesang im Freien besteht in einem wilden Geheul, zu Hause aber ist derselbe mehr mild klagend und nach dem Takte. Die Johannisfeier wird sehr feierlich begangen.

Die Hochzeitgebräuche sind die nämlichen, wie bei den Morlaken und Uskokern. Bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts war noch der Mädchenraub gewöhnlich. Die jungen Leute werden gewöhnlich beim Weiden des Viehes einig; hierauf schickt der junge Mensch ein Paar Freunde als Brautwerber (Sznoboiki) an die Eltern des Mädchens. Einige Einlader (Swati), ein Fahnenträger (Zastavnik) und zwei Beistände (Kumi) versammeln sich zu Pferde und mit Waffen beim Bräutigam. Der Staraschina führt das Ganze auf und reitet neben dem Fahnenträger. Hierbei wird viel geschossen und ge-

trunken. Der Fahnenträger bleibt nicht, wie bei den Kroaten vor der Kirche, sondern wohnt in derselben der Trauung bei.

Beim Heraustreten aus der Kirche wirft die junge Frau unter die Jugend Nüsse, Mandeln u. dgl. aus. Zur Mahlzeit brät man Schöpfe und Lämmer ganz. Beim Gastmale macht man der jungen Frau kleine Geschenke. Tanz und Musik sind dabei, wie bei den Likanern, gewöhnlich; man singt viele Lieder in Reimen, weil Jung und Alt die Dichtkunst liebt und theils spottet, theils ausgelassene Lieder dichtet.

Vor dem Schlafengehen nimmt die junge Frau von ihren Eltern weinend Abschied. Den Brautkranz hauen man ihr vom Kopfe, und die bei der Trauung gebrauchten Kerzen hängen in einem Kranze geflochten über dem Bette. Ist das Zeichen der jungfräulichen Tugend noch unverletzt, so thut der Bräutigam mehr Schüsse und den Tag darauf wird das Hemde vorgezeigt, was mit großer Freude geschieht, und die Schmauserei dauert fort.

Die Dalmatier sind selten krank, aber ihre Aerzte sind auch höchst unwissend; den Todten legt man auf eine Tragbahre oder auf die Erde, und bedeckt ihn mit einem Stücke Leuchts. Man faltet ihm die Hände, in die man ihm ein Kreuz giebt. War der Todte ein Mann, so legt man seine Waffen neben ihn; den Kopf des Erwachsenen bedeckt eine Mütze, und den des Kindes umwindet man mit einem Blumenkranze. Die Frauen aus der Bekanntschaft oder aus der Nachbarschaft erheben ein großes Geschrei; die Wittwen und die Anverwandten raufen sich die Haare aus und zerreißen sich bisweilen das Gesicht, wobei sie den Todten oft beim Namen rufen. Sie fragen ihn, warum er so geliebte Menschen verlassen, da er sich doch nicht über sie zu beklagen habe. Ferner erzählt man dem Manne seine Heldenthaten und seine gefährlichen Reisen vor. War der Verstorbene ein heirathsfähiger Jüngling, so fragt man ihn, warum er gestorben sey, da er so eben eine glückliche Heirath habe machen können? Man verspricht ihm, daß ihm seine Geliebte ohne Verzug

ins Grab nachfolgen werde. Zu einem todtten Mädchen sagt man, daß sie ihr Geliebter nicht überleben werde. Hat man den Leichnam aus dem Hause getragen, so zerschlägt man vor dessen Thüre mehreres Töpfergeschirre. In der Kirche oder auf dem Gottesacker tritt vor dem Zumachen des Sargs die ganze Begleitung herbei und giebt der Leiche den Friedensfuß auf den Mund, die Nase, die Augen und die Ohren. Zugleich geben sie ihm in der Stille Aufträge in die andere Welt, wünschen ihm eine glückliche Reise u. s. w. Wenn das Grab zugeworfen ist, so legt man auf die Stelle, wo das Haupt ruht, einen Stein, in welchem man ein Kreuz einhauet, oder auch ein Hirschgeweih, um anzuzeigen, daß der Verstorbene ein tapferer Jäger gewesen sey, oder auch Waffen, wenn er ein Soldat gewesen ist.

Sehr viele Dalmatier haben die Sitte, auf ihre Gräber geröstetes Getraide, Wein, Del u. s. w. zu setzen, was dann die Popen verzehren. Diese erzählen ihren Pfarrkindern oft Geschichten von der Rückkunft der Geister, um sie dahin zu bringen, die

Seelenruhe ihrer Verwandten und Freunde durch Vermächtnisse zu sichern und dadurch ihrem steten Herumirren vorzubeugen. Die Dalmatier haben mehr als eine abergläubische Meinung, welche jenen der Griechen ähnlich ist. Sie haben für die Gräber eine außerordentliche Verehrung. Alle Vorübergehende werfen Erde, Steine oder Reisig darauf. Auf den Gebirgen stößt man daher auf viele Denkmäler und Gottesäcker und oft an Orten, wo seit fünfhundert Jahren keine Wohnung mehr zu sehen ist.

B e s c h l u ß.

Die Geschichte von Istrien und Dalmatien verliert sich in die dunkelsten Zeiten; man behauptet, es hätten Krieger aus der Landschaft Colchis denen nachgesetzt, welche das goldne Vließ geraubt, sich zuerst in dieser Gegend angesiedelt und den Dienst der Isis dahin gebracht. Von der Geschichte beider Länder erfährt man erst 521 Jahre nach der Erbauung Roms etwas Zuverlässiges; die Einwohner trieben

um diese Zeit Seeräuberei und plünderten auch römische Kaufleute. Der Senat von Rom schickte Gesandte dahin, damit diesem Unfuge Einhalt gethan werde. Man nahm sie mit Stolz auf, behandelte sie mit Hochmuth und ermordete sie bei ihrer Abreise. Nun brach eine römische Armee auf, um die Einwohner zu züchtigen. Das Land wurde erobert, den Römern zinsbar gemacht, und blieb in diesem Zustande bis unter der Regierung des Kaisers Augustus.

Acht Jahre vor dem Tode dieses Kaisers im J. 757 nach der Erbauung Roms empörten sich die Pannonier gegen die Römer; die Dalmatier nahmen unter ihrem Anführer Bato Antheil an diesem Aufstande, weil sie die Römer durch Abgaben außerordentlich drückten. Augustus schickte den Tiberius und Germanicus wider die Aufrührer, welche sich gleich Verzweifelten wehrten. Nach vier Feldzügen wurden die Dalmatier besiegt, und ihr ganzes Land zur Strafe verheeret. Die Pannonier hatten vorher mit den Römern einen besondern Frieden geschlossen.

Von nun an blieb Dalmatien unter der Herrschaft der Römer, mit denen es die mancherlei Schicksale theilte, welche das Reich dieser betrafen. Es wurde oft von den streifenden Parteien sehr übel mitgenommen. Der Kaiser Diocletian, der ein geborner Dalmatier aus Salona von niedrigem Stande war, kehrte nach seinem Vaterlande zurück, als er die Regierung niedergelegt hatte und lebte da als Privatmann bis an seinen Tod.

Nach der Theilung des römischen Reichs durch Constantinus kam Dalmatien auf einige Zeit zum morgenländischen Kaiserthume. Endlich ward es dem Honorius zu Theil und wieder zum abendländischen Kaiserthume geschlagen. Die Zerrüttung des Letztern benutzte der zu Byzanz regierende Justinianus und eroberte Dalmatien, das nun wieder dem morgenländischen Reiche einverleibt wurde.

Nicht lange darauf erschienen die Hunnen, und bemächtigten sich Dalmatiens, in dessen Besitze sie bis zur Regierung des Heraclius blieben. Dieser verband sich mit den Kroaten, welchen er

einen Theil von Dalmatien abzutreten versprach, wenn sie die Hunnen darus verjagten. Dies thaten sie und ein kroatischer Anführer, Porga, stiftete unter der Benennung eines Baus von Kroatien und Dalmatien einen eigenen Herrscherstamm, welcher lange dauerte.

Der morgenländische Kaiser Basilius II., schloß mit den Venetianern der Inseln des adriatischen Meeres einen Vertrag, um mit ihrer Hülfe die Kroaten wieder aus seinem Antheile von Dalmatien zu vertreiben. Das Unternehmen gelang und Dalmatien kam wieder an die morgenländischen Kaiser. Die Venetianer bekamen an der Seeküste einige Plätze und erhielten auf diese Art zum erstenmale festen Fuß in Dalmatien.

Im Jahre 1102 machte ein Neffe des ungarischen Königs Ladislaus, Koloman, Ansprüche auf Kroatien und Dalmatien, und verjagte die Truppen des griechischen Kaisers aus allen Plätzen. Hierauf schloß er ein Bündniß mit den Venetianern. Diese suchten sich das ganze Land durch Erregung von Aufständen zu unterwerfen, aber ihr Unternehmen mißlang ihnen und Koloman vertrieb sie aus ganz Dalmatien. Das Land erlitt nunmehr mancherlei abwechselnde Schicksale. Die Venetianer kauften

endlich von dem Könige von Neapel, Ladislaus, der Ansprüche auf Ungarn und Dalmatien machte, die Stadt Zara nebst ihrem Gebiete für 100,000 Ducaten. Auf diesen Kauf gestützt, drangen sie wieder in Dalmatien ein, und eroberten nach und nach alle am Meere gelegenen Plätze. Seit dieser Zeit sind sie auch größtentheils im Besitze dieses Landes geblieben.

Indessen war Dalmatien fast immer ein Schauplatz des Kriegs. Venetianer, Türken, Kroaten, Ungarn und Einheimische kämpften darin. Die Türken eroberten Clissa, welches ihnen den Weg nach Dalmatien bahnte, allein sie wurden späterhin wieder daraus vertrieben.

In neuern Zeiten, nachdem die Republik Venedig im Jahre 1797 zerstört worden, war bald Oesterreich, bald Frankreich im Besitze von Dalmatien. Im Pariser Frieden im J. 1814 kam jedoch das Land gänzlich an die österreichische Monarchie, welche jetzt das ganze Land beherrscht und manche Einrichtungen trifft, wodurch die Ausbildung der Einwohner befördert und der Vortheil des Landes mehr benutzt werden wird.

Ende des fünften Bändchens.

Malerische Reise in Aegypten und Syrien über Constantinopel nach
Griechenland, Dalmatien, Illyrien, Neapel und Sicilien

Bd.: 5

Leipzig 1820

It.sing. 800 m-5/6

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467880-6